



LIBRARIES

UNIVERSITY OF WISCONSIN-MADISON

Aufwärts. Jahrgang 19, Nr. 2 February 15, 1966

Köln: Bund-Verlag, February 15, 1966

<https://digital.library.wisc.edu/1711.dl/EH6BSWZPF2L2B8L>

This material may be protected by copyright law (e.g., Title 17, US Code).

For information on re-use see:

<http://digital.library.wisc.edu/1711.dl/Copyright>

The libraries provide public access to a wide range of material, including online exhibits, digitized collections, archival finding aids, our catalog, online articles, and a growing range of materials in many media.

When possible, we provide rights information in catalog records, finding aids, and other metadata that accompanies collections or items. However, it is always the user's obligation to evaluate copyright and rights issues in light of their own use.

München, 15. Februar 1966 . 19. Jahrgang . Preis 50 Pfennig . G 1394 E

Szene am Montmartre Foto: Clique/Bauer



swirkun
e Seelen
? Dem
aß eine
die ganz
ugen ha
en. Hier
bleme, d
e Zusar
swerbur
n sein w
n Fußba
eine Fra
festang
. Der Fu
es Meta
indet si
chen. D
nrichter
einem v
Schieds
ereinsps

Zum Jugendbericht der Bundesregierung

Von Dietmar Zimmermann

Wenn es in der Öffentlichkeit bislang kaum zur Auseinandersetzung mit dem Jugendbericht der Bundesregierung gekommen ist – er liegt fast seit einem halben Jahr vor –, so sicherlich nicht deshalb, weil allseitig Einverständnis herrschte. Das Unbehagen ist vielmehr groß. Vor allem gilt das für jenen Abschnitt, der sich mit der politischen Bildung und Erziehung der Jugend befaßt. Eine in sich geschlossene und umfassende Auseinandersetzung mit diesem Teil des Berichts wird dadurch erschwert, weil es ihm selbst an Einheitlichkeit mangelt. Zahlreiche Formulierungen sind unklar und mehrdeutig. Die Intention wird aber dann erkennbar, wenn jene Thesen einer genaueren Prüfung unterzogen werden, die sich auf den Begriff der politischen Bildung beziehen. Der Bericht stellt zwar fest, daß klare Vorstellungen über den Begriff der politischen Bildung erst entwickelt werden müssen. Gleichzeitig gibt er jedoch dem Begriff einen Inhalt, mit dem es sich auseinanderzusetzen gilt.

Seit dem 80. Deutschen Katholikentag in Stuttgart ist bekannt, daß Bundesminister Heck dem Verhältnis der Jugend zum Vaterland, zur Nation und zum Staat seine besondere Aufmerksamkeit gewidmet hat. Er bedauerte dort, daß durch die geschichtlichen Ereignisse der letzten Jahrzehnte die Einstellung der Jugend zu Werten, wie sie Vaterland und Nation darstellten, gestört sei. Politische Bildung aber könne sich ebensovien wenig wie Religion auf die intellektuelle Ebene beschränken. Auch emotionale Kräfte müßten angesprochen werden. Obwohl der Meinung des Ministers schon in Stuttgart widersprochen worden ist, wird der Jugendbericht von dem gleichen Grundgedanken getragen.

Unbewiesene Thesen

Der Bericht arbeitet mit Thesen, die unbewiesen bleiben und vielfältige Angriffsflächen bieten. Das „gebrochene Verhältnis zur deutschen Geschichte“ erschwere die politische Bewußtseinsbildung. Begriffe wie Vaterland und Nation bewirkten in der Bundesrepublik für sehr viele Menschen keine vorrationalen Bindungen mehr, von denen politische Bildung ausgehen könne. Vermag ein Bildungsprozeß nur von „vorrationalen“ Bindungen auszugehen? Ist nicht gerade unsere jüngste Vergangenheit dazu geeignet, eine politische Bewußtseinsbildung herbeizuführen? Nur bei demjenigen liegt doch ein „gebrochenes Verhältnis“ zur Geschichte vor, der emotional an die Nation gebunden ist, statt über ein rational gebildetes politisches Bewußtsein zu verfügen. Der Bericht macht deutlich, daß der Vaterlandsbegriff einerseits für uns Deutsche „bis an die Grenze des Irreparablen“ zerstört worden ist und daß andererseits globale Entwicklungen dazu geführt haben, „die von der souverän gedachten Nation gespeiste Vorstellung vom Vaterland als Provinzialismus erscheinen“ zu lassen. Trotzdem, es ändere „sich zwar der politische und kollektivpsychologische Stellenwert des jeweiligen Vaterlandes, es wird relativiert, kann also nur noch mit anderen Vaterländern (!) zusammen gedacht werden. Wenn aber die künftige Ordnung der wenigen großen Teilgebilde und schließlich der Erde selbst einen menschenwürdigen, nicht totalitären Charakter haben soll, so verbietet sich die Vorstellung von einer Ordnung, die die Aus-

löschung der Vaterländer voraussetzt...“. Die Konsequenz für die politische Bildungsarbeit, der das politische Ordnungsbild schließlich zugrunde liegen muß, kann nur lauten: Wer den Vaterlandsbegriff in unserer Zeit für denkbar ungeeignet hält, politische Bewußtseinsbildung bei jungen Menschen herbeizuführen, der fördert totalitäre Tendenzen. Hie Vaterlandsbewußtsein, hie Totalitarismus!

Ständische Vorstellungen

Nicht genug damit. Es gehöre zur „personalen wie politischen Moral“, daß der junge Mensch die Bindungen und verbindlichen Pflichten anzunehmen hat, die daraus entstünden, daß er („jedemfalls zunächst“) in den ihm zubestimmten (!) Teil der menschlichen Gesellschaft hineingeboren wird und auf ihn angewiesen ist. Nach diesem Exkurs in ständisch geprägte Vorstellungen wird auch deutlich, warum vorher Klage geführt wird, daß politische Jugendbildung nicht oder nur eingeschränkt an der „natürlichen“, noch nicht reflektierten Identifizierung mit den Wirklichkeiten, die das jugendliche Dasein bestimmten, anknüpfen könne. Zur Vorstellung, das Erziehungsziel solle die Identifizierung sein, ist es nur noch ein kleiner Schritt. Ist es verwunderlich, wenn man dann über (bewußt?) zweideutige Formulierungen stolpert? Zum Beispiel: „Es ist ein wesentlicher Unterschied, ob in der politischen Bildungsarbeit zu einer im einzelnen zwar kritischen, im ganzen aber doch solidarischen Haltung gegenüber der politischen Ordnung der Bundesrepublik erzogen wird, oder ob ein solches Einverständnis von vorneherein ausgeklammert bzw. sogar nicht geduldet wird.“ Der Bericht polemisiert, beim „Gegner“ sei die Weigerung feststellbar, das wirklich Gemeinte richtig zu hören. Man darf doch wohl erwarten, daß ein Bericht der Bundesregierung das wirklich Gemeinte auch klar formuliert. Beim Jugendbericht vermißt man es jedenfalls.

Der Facharbeiter Albert Hahn

Albert Hahn (38) ist Facharbeiter. Er verdient mehr als der Durchschnitt. Sein Stundenlohn ist 4,22 DM. Das macht im Monat 783 DM (Durchschnittseinkommen aller Arbeitnehmer in der Bundesrepublik 770 DM). Brutto, versteht sich. In der Lohntüte findet er 671,44 DM (Steuerklasse III/2). Jetzt geht es los: Strom, Gas, Wasser, Versicherung, Rundfunkgebühr; Fahrgeld Bundesbahn (wird teurer), Fahrgeld Straßenbahn (wird teurer), seine Zeitung (wurde teurer – gleich um 50 Prozent; früher kostete sie nur einen Groschen), die Miete für seine Altbauwohnung wurde teurer. Zusammen macht alles das 185 DM aus. Bleiben zum Leben 486,44 DM. Jetzt geht es weiter: Waschpulver und Seife, Rasierklingen und Schuhcreme, Schuhbesohlen und Haarschneiden, Beiträge, Stopfgarn, Kohlen, Schulhefte und und und. Lauter Ausgaben, die unvermeidlich sind – sind 70,50 DM

Eindeutig ist, daß der Jugendbericht der Bundesregierung dem Begriff der politischen Bildung einen Inhalt zu geben versucht, der ungewisse Erinnerungen wachruft. Bundesminister Heck hat in einer späteren Stellungnahme nochmals ausdrücklich formuliert, es komme besonders darauf an, der Jugend zu einem gesunden Verhältnis zum Staat, zu Vaterland und Nation zu verhelfen. So wenig Einigkeit bisher über den Begriff der politischen Bildung bestanden hat, weitgehend war doch allen in diesem Bereich Tätigen die Überzeugung gemeinsam, daß es gelte, Bürger mit einem kritischen politischen Bewußtsein zu erziehen, die wenigstens in der Lage sind, das politische Geschehen durchschauen und sich Manipulationen entziehen zu können. Streitobjekt war bisher vor allem, in welcher Art und in welchem Umfang politisches Engagement herbeigeführt werden könne. Ein „gesundes Verhältnis zum Staat, zu Vaterland und Nation“ wird sich dann ganz von selbst einstellen, freilich und hoffentlich ein rational begründetes, auf der Basis des wechselseitigen Aufeinander-Einflußnehmens.

Es ist notwendig, noch vielerlei Einwendungen gegenüber dem Abschnitt „Politische Bildung“ des Jugendberichtes zu machen. An dieser Stelle kann aber lediglich noch ein Punkt angesprochen werden, dem auch in der künftigen Diskussion Aufmerksamkeit gewidmet werden sollte. Man begrüßt es, daß der Jugendbericht an einigen Stellen versucht, das politische Feld nüchtern und realistisch darzustellen. In der politischen Bildungsarbeit ist mit idealtypischen Vorstellungen schon genug Unheil angerichtet worden. Auch eine demokratisch legitimierte Staatsverfassung ist eine Herrschaftsform. Warum, so fragt man, sind doch wieder Begriffe und Aussagen in den Bericht eingebaut, die die Wirklichkeit unrealistisch überhöhen und idealisieren, um nicht zu sagen verfälschen. Herrschaft in der Demokratie als „verantwortender Dienst“, die nicht in parteilicher oder persönlicher Verfügungsgewalt stehe. Bewußt oder un-

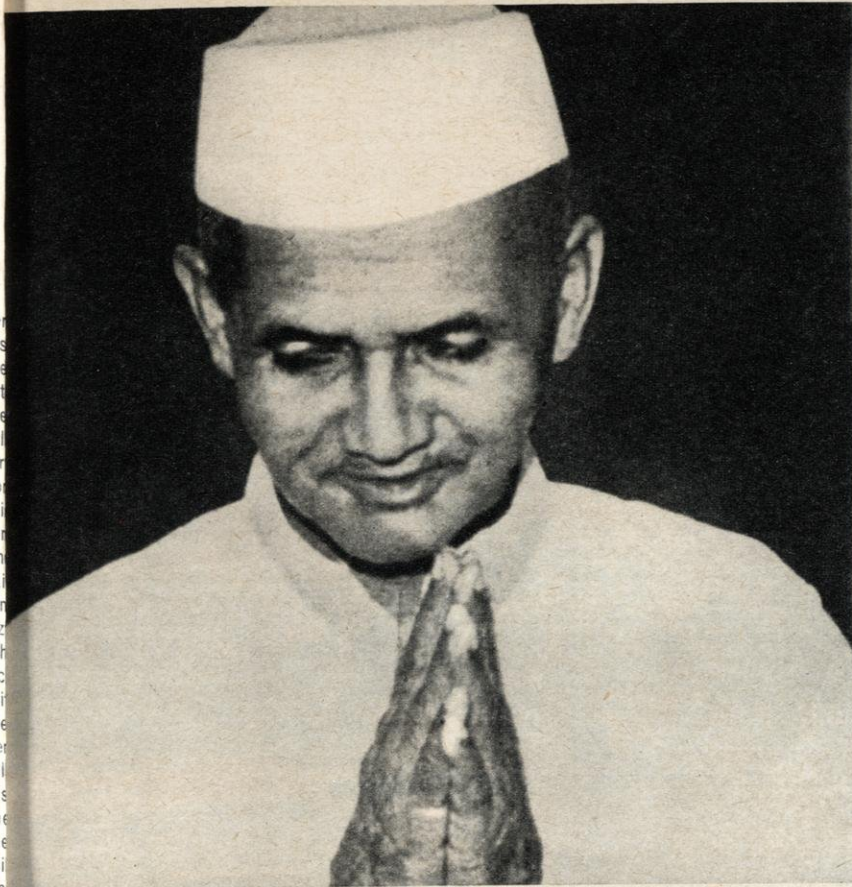
bewußt ist das Verdrehen unseres Verfassungsrechtes und unserer Verfassungswirklichkeit. Damit wird suggeriert, eine „dienende“ Regierung entlaste uns Bürger von der schweren Bürde der Verantwortung. Gewollt oder ungewollt werden damit die Parteien diskriminiert. Außerdem geht es an der Tatsache vorbei, daß Exponenten der Parteien in unserem Lande die Herrschaft ausüben und verantwortlich gegenüber Parlament und Volk. Hier wird der Volkskanzlerideologie Vorschub geleistet. Auch das „gemeinsame Wohl“ ist noch nicht ausgemerzt. Immerhin erscheint es schon in Anführungszeichen. Aber wann endlich streicht man diesen unehrlichen Begriff aus dem Vokabular? Wann endlich bekennt man sich zu den auseinandergehenden Interessen in unserer gesellschaftlichen Ordnung? Der Vaterlandsbegriff erlitt dadurch freilich Abstriche. Doch erst dann, wenn man sich dazu bekennt, werden in der politischen Bildungsarbeit die realen Gegebenheiten skizziert.

Am Ende sei nochmals auf den 80. Deutschen Katholikentag vom September 1964 zurückgekommen. Er stand unter dem Bibelwort: „Wandelt Euch durch ein neues Denken“. Die Konzeption, die Bundesminister Heck dort für die politische Bildung entwickelte, paßte sich nur sehr schlecht in dieses Leitthema ein. Martin Faltermeier glossierte diese Ausführungen bereits im Septemberheft 1964 der „deutschen Jugend“ unter der Fragestellung „Ein neues Denken oder die alten Gefühle?“. In der Tat! Mit der Appell an Emotionen haben wir hinreichend Erfahrungen gemacht. Im Jugendbericht wird behauptet, es könne wiederum ein Umschlag in einen neuen Nationalismus eintreten, wenn es nicht gelänge, der Jugend zu einem modernen Vaterlandsverständnis zu verhelfen. Wir meinen, und zwar aus der täglichen Erfahrung der politischen Bildungsarbeit mit unserer Jugend, daß diese Tendenzen, wie sie den Jugendbericht kennzeichnen, höchstens abgestorbene Gefühle neues Leben einhauchen. Diese Wiederholungen gilt es zu wehren!

dafür zuviel? Bleiben rd. 415 DM. Aber es geht noch weiter: Hosen für den Jungen, ein Schulkleid für die Tochter, einen warmen Schal für Vater, den längst fälligen Wintermantel für Mutti und vieles andere. Und vieles verschleißt, manches zerbricht oder geht sonstwie kaputt – es muß ersetzt, ergänzt, gekauft werden. Und alles wird teurer. Familie Hahn versucht, alle diese Ausgaben mit 95 DM zu bestreiten. Bleiben 320 DM. Jetzt geht es weiter: Von diesem Geld muß Frau Hahn 91 Mahlzeiten, bei vier Personen, also 364 Portionen bereiten. Frau Hahn ist eine tüchtige, sparsame Hausfrau. Aber sie weiß oft nicht, wie sie ihren hart arbeitenden Mann und zwei gesunde Kinder, die einen guten Appetit haben, satt kriegen soll. Denn jede Portion, die sie ihren Lieben vorsetzt, darf ja noch nicht einmal 90 Pfennig kosten! Kluge

Leute raten, man sollte nichts kaufen was teurer geworden ist. Dann dürft Frau Hahn kein Brot, kein Fleisch, keine Kartoffeln, kein Gemüse, kein Obst, keine Milch, keine Eier kaufen. So, jetzt ist das Geld alle. Bleibt zur Leben: nichts. Frage: Darf ein Arbeiter rauchen? Darf er mal ein Bier trinken? Darf seine Frau Kaffee trinken? Dürfen auch Arbeiterkinder mal ein Eis lutschen? Oder in den Zoo gehen? Darf ein Arbeiter mal ins Kino gehen? Oder vielleicht ein Buch kaufen? Seiner Frau ein Geburtstagsgeschenk besorgen? Gar ins Theater gehen?

Darf ein Arbeiter leben wie ein Mensch? Sicher, er darf. Kann er es auch? (Flugblatt der IG Metall)



La Bahadur Shastri starb wenige Stunden nach dem Friedensschluß

Gespräche und Waffen

Es war wie ein Geschenk zum neuen Jahr. Pakistan und Indien, die sich in Kriegszustand befanden, schlossen Frieden und nahmen die diplomatischen Beziehungen wieder auf. Drei Männer verhandelten: Ayub Khan, der hochgewachsene Präsident Pakistans, der kleine La Bahadur Shastri, Ministerpräsident der Indischen Republik, und als Vermittler Alexej Kossygin, der Regierungschef der Sowjetunion. Es waren harte Verhandlungen, die oft zu scheitern drohten, aber doch schließlich zu einem guten Ende führten. Den Vorteil haben die beiden Völker und vor allen Dingen die Sowjetunion, auch die UNO, der

Kossygin die schwierige Aufgabe abnahm, ist gestärkt worden. Aber den höchsten Erfolg gewann die Ansicht, daß durch vernünftige Gespräche Frieden gestiftet werden kann und das Wort manchmal stärker als Waffen ist. Es ist zu hoffen, daß der Friede anhält. Bei Indira Gandhi, der neuen Ministerpräsidentin Indiens, die dem kurz nach den Friedensverhandlungen verstorbenen La Bahadur Shastri auf dem Präsidentenstuhl folgte, ist der Frieden wahrscheinlich in guten Händen. Ein neuer Akt – so scheint es – hat auf der weltpolitischen Bühne angefangen. Er heißt: Die Sowjetunion als Friedensmacher. Ihr Einfluß in Asien, durch das aufsteigende China fast verblaßt, ist zu neuem Ansehen gekommen. Eine gute Rolle haben sich die Russen ausgesucht. Und so ist zu hoffen, daß sie auch, wenn nicht heute, dann morgen, das Geschehen in Vietnam friedlich beeinflussen. Dort wurde der Krieg durch eine Reihe von Waffenstillständen unterbrochen. Wir wissen zu dieser Stunde nicht, ob aus diesen Unterbrechungen sich ein dauernder Waffenstillstand entwickelt oder der schmutzige Krieg sich noch steigert. Uns, den Nichtbeteiligten, aber empörten und mitfühlenden Zeitgenossen, bleibt nur die Hoffnung, daß auch in Vietnam das Gespräch der Verständigung und des Friedens siegen wird, ehe ein Weltbrand aus der verbrannten und verseuchten Erde entsteht, der unsere ganze Erde in den Abgrund stürzt.

Hadobu

Keime des Untergangs...

Die Unternehmer in der Bundesrepublik neigten von jeher dazu, „so spät wie möglich, so wenig wie möglich zuzugestehen“. So charakterisierte der 1. Vorsitzende der IG Metall, Otto Brenner, in Koblenz die Einstellung der Bundesvereinigung der Arbeitgeberverbände zu den gewerkschaftlichen Wünschen auf Ausweitung der Mitbestimmung.

Brenner sprach auf einer Konferenz des DGB-Landesbezirks Rheinland-Pfalz zum Thema: Ausweitung der Mitbestimmung. Er kündigte eine beschleunigte Vorlage der gewerkschaftlichen Forderungen an, um zu verhindern, daß die Behandlung dieser Frage im Parlament unter dem Vorwand des Zeitmangels verschleppt wird.

Künftige Aktionen für eine Ausweitung der Mitbestimmung sollten dabei in der Hand des DGB liegen. Den Gewerkschaften stünden gute Argumente zur Verfügung. Die Erfahrung mit der Mitbestimmung in der Montanindustrie spreche für sich.

Brenner sagte wörtlich:

„Kaum ein Wirtschaftsbereich war in den letzten Jahren derartig weitgehenden Wandlungen unterworfen wie die Stahlindustrie und der Steinkohlenbergbau. Ohne das Mitbestimmungsgesetz, das heute nur noch auf rund siebzig Unternehmen der deutschen Montanindustrie Anwendung findet, hätten sich die damit verbundenen komplizierten Umstellungsmaßnahmen niemals sachlich so einwandfrei und in einer sozial verantwortlichen Weise verwirklichen lassen.“

In der modernen Wirtschaft geht es nach Ansicht des IG-Metall-Vorsitzenden ohne Delegation von Verantwortung und ohne Kooperation der Beschäftigten nicht mehr. Wenn die Beschäftigten eines Betriebes nur noch nach Vorschrift arbeiten, so könne sich schnell zeigen, wo die Grenzen des Befehlens von oben lägen.

Auch beim Wiederaufbau der Betriebe habe sich gezeigt, daß eine gemeinsame Aufgabe besser durch freiwillige Zusammenarbeit aller als durch eine erzwungene Disziplin gelöst würde. Brenner unterstrich die Bedeutung der Mitbestimmung für die Sicherung der Demokratie und sagte:

„Das Allerschlimmste, was uns heute und in Zukunft passieren könnte, wäre eine unbeteiligte, passive, entpolitisierte Arbeitnehmerschaft. Eine Gesellschaft, in der die große Masse der Menschen in entscheidenden Bereichen von einer demokratischen Mitarbeit ausgeschaltet ist und wie ein Haufen Unmündiger behandelt wird, verharret nicht nur im ewig Gestrigen, sie trägt die Keime des Untergangs in sich.“

Auf die aktuelle Tarifsituation in der Metallindustrie eingehend, kritisierte Brenner in scharfer Form die Arbeitgebererklärung über die angebliche Widersinnigkeit der Arbeitszeitverkürzung. Wenn man den Arbeitnehmern damit Angst einflößen wolle, daß die fehlenden Arbeitskräfte nur durch Ausländer ersetzt werden könnten, dann spekuliere man anscheinend auf primitive nationalistische Instinkte. Diese Art der Argumentation sei ein gefährlicher Rückfall in Gedankengänge der Vergangenheit. Das Spitzengespräch sei zum Scheitern verurteilt gewesen, weil Gesamtmetall sich in eine unhaltbare Position verrannt habe und nicht bereit gewesen sei, bei den Lohn- und Gehaltserhöhungen für 1966 die zu erwartenden Preissteigerungen auch nur zum Teil zu berücksichtigen. Ein Angebot von 4% einschließlich des Lohnausgleichs für die Arbeitszeitverkürzung könne die IG Metall nicht ernst nehmen. Es würde nicht einmal ausreichen, die im letzten Jahre erfolgten und auch die in diesem Jahr zu erwartenden Preissteigerungen aufzufangen.

Wenn der Lehrherr...

Gemäß § 23 der Handwerksordnung kann einem Lehrherrn die Befugnis zum Halten und Anleiten von Lehrlingen entzogen werden, wenn er sich so sehr gegen die Grundregeln des Lehrvertragsrechts sowie gegen Sitte und Anstand vergangen hat, daß es nicht mehr verantwortet werden kann, ihm die Befugnis zu belassen.

Das entschied das Bundesverwaltungsgericht am 12. März 1965 – VII C 173/63 –. Einem Handwerksmeister war durch den zuständigen Regierungspräsidenten die Lehrlingshaltungsbefugnis entzogen worden. Ihn hatte ein Strafgericht wegen Unzucht handlungen mit Abhängigen zu einer Gefängnisstrafe verurteilt. Seine Ehefrau, die inzwischen die Meisterprüfung in dem Handwerk des Ehemannes bestanden hatte, übernahm daraufhin sein Geschäft. Sie beschäftigte aber ihren Ehemann in dem nunmehr von ihr übernommenen Geschäft weiter. Daraufhin entzog die Verwaltungsbehörde auch der

nunmehrigen Geschäftsinhaberin, also der Ehefrau des Handwerksmeisters, ebenfalls die Befugnis zum Halten und Anleiten von Lehrlingen. Nunmehr verklagte die Geschäftsinhaberin die zuständige Verwaltungsbehörde, mit dem Ziel, ihr die Befugnis zum Halten von Lehrlingen wieder zu erteilen, denn nicht ihr Ehemann, dem seinerzeit die Lehrlingshaltungsbefugnis wegen Unzucht handlungen mit Abhängigen entzogen worden sei, wäre Inhaber des Geschäfts, sondern nunmehr sie allein. Das Bundesverwaltungsgericht wies die Klage ab und stellte fest, daß die Befugnis, Lehrlinge zu halten, von der Verwaltungsbehörde einem Handwerker auch dann entzogen werden könne, wenn er in seinem Handwerksbetrieb Personen beschäftigte, obwohl ihm bekannt wäre, daß diese in sittlicher Hinsicht zur Unterrichtung von Lehrlingen ungeeignet seien.

Günther Hoppe

Mit 20 in der ersten Klasse

Abendschüler und ihr gewerkschaftlicher Arbeitskreis

Über dem Saal liegt eine knisternde Stimmung. Nur gelegentlich stört ein resignierender Seufzer die gespannte Stille. Fast 120 Prüfungskandidaten versuchen angestrengt, kleine Männchen und lustige Figuren auf ihr Papier zu malen. Es gilt, zwischen vordruckten Punkten Verbindungslinien so geschickt zu ziehen, daß Autos, Tiere und Zwerge entstehen.

In diesem Raum malen aber keineswegs künftige Künstler. Die Zeichnungen werden auch nicht als Probearbeit für einen graphischen Beruf benötigt. Sie sollen vielmehr Aufschluß geben über den Charakter und Fleiß der Teilnehmer, die sich zur Aufnahmeprüfung für das Münchner Abendgymnasium gemeldet haben. Verantwortliche Persönlichkeiten des Zweiten Bildungsweges wissen seit langem, daß die Schüler nicht nur Latein und Mathematik beherrschen müssen. Viel wichtiger sind Eigenschaften, die schwerlich gelehrt werden können: Ausdauer, Fleiß und Willensstärke. Deshalb legt die Prüfungskommission so großen Wert auf die Beständigkeit des einzelnen.

Die meisten Erstkläbler sehen beim Start dem Abendstudium noch etwas hoffnungsvoller entgegen. Das verlockende Ziel und der scheinbar gerade Weg liegen ihnen klar vor Augen. Nach vier Jahren können sie das Reifezeugnis und damit die Berechtigung zum Hochschulstudium erhalten. So stehen ihnen dann Berufe und Laufbahnen offen, die in der Bundesrepublik der überwältigenden Mehrheit aller Arbeiterkinder verschlossen bleiben. Das Abitur ist für viele eine schier unüberwindbare Mauer.

Ein Schüler sagt dazu: „Ich begann als Kaufmannslehrling im pharmazeutischen Großhandel. Großsprecherisch wie dieser Name klangen auch die Versprechungen bei Lehrbeginn. Nach sechs Monaten hatte ich aber bereits ausgelernt. Von nun an verlief alles stupide, eintönig und langweilig. Zu einem erfüllten Leben gehört jedoch weitgehend die Freude am Beruf.“

Eigentlich hatte ich vor, nach dem Abitur Geschichte und Erdkunde zu studieren. Aus unerklärlichen Gründen verlangen die Kulturheiligen, daß auch für diese Gebiete Lateinkenntnisse erforderlich sind. Ich glaube, hinter der Regelung, daß man nur mit dem Abitur in der Tasche die Universität besuchen kann, steckt ein handfester Klassenkampf. Ich mußte also in den sauren Apfel beißen und forderte die Unterlagen vom Stadtschulamt an.“

Dort konnte er lesen, daß der Studierende neben dem Schulbesuch zusätzlich eine ganztägige Berufsausübung nachweisen muß. Erst im letzten Schuljahr hilft die Stadt München mit einem Stipendium (Höchstgrenze 250 DM) und befreit die Schüler von der doppelten Belastung.

Mit ihm entschlossen sich vor drei Jahren auch einige Gewerkschaftskollegen der IG Druck und Papier, diesen Weg zum Abitur anzutreten. Über die vielfältige Problematik konnten sie sich damals noch kein klares Bild machen. Doch bereits im Laufe der ersten Wochen zeichneten sich erste Schwierigkeiten ab. Vor allem die unerwartet hohen Anforderungen an die Aufnahmefähigkeit der Schüler verschlechterte das Klima. Wie eine Sturmflut rollten Vokabeln, grammatikalische Regeln und mathematische Formeln auf die Betroffenen los. Dazu bahnten sich in den geisteswissenschaftlichen Fächern gesellschaftspolitische Meinungsverschie-



denheiten an. Schlecht verhohlener Standsdünkel, elitebewußtes Volkstumsdenken, religiös geprägte Werturteile und politische Zweckmeinungen einiger Lehrer provozierten den Widerstand der liberaler denkenden Gewerkschafter.

Um diese ungünstige Situation besser zu meistern, gründeten einige Kollegen, tatkräftig unterstützt vom Münchner DGB-Kreisvorsitzenden Ludwig Koch, den „Arbeitskreis des Zweiten Bildungsweges“. Unter der Leitung von Horst Nußer wurde sofort ein zutreffendes Programm ausgearbeitet.

In einem ersten Aufruf an alle Mitschüler umriß man den Sinn des Arbeitskreises: „Der Weg zum Abitur ist lang und beschwerlich. Nur die wenigsten werden ihn aus eigener Kraft durchstehen. Deshalb ist es vernünftiger, das gemeinsame Ziel gemeinsam zu erreichen.“

Wie treffend diese Feststellung war, zeigte allein der Stundenplan eines beliebigen Kollegen:

An fünf Tagen in der Woche klingelt bei ihm morgens um 6 Uhr der Wecker. Nach dem Frühstück fährt der Kollege dann zur Arbeitsstätte. Dort steht er neun Stunden am Setzkasten. Anschließend geht es mit der Straßenbahn zur Schule. Pünktlich um 18 Uhr beginnt der Unterricht. Er dauert drei Stunden. Die folgende Freizeit gehört der Sprachenpaukerei und den Hausaufgaben. Und das vier Jahre lang.

Vielen ist es zu schwer

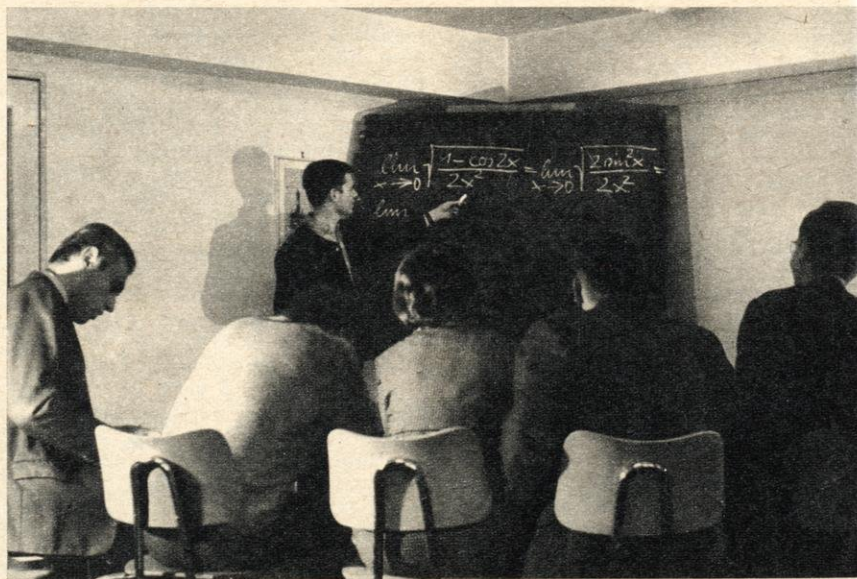
Also ist es schon verständlich, wenn ein Schüler vorzeitig die Flinte ins Korn wirft. Denn ganz natürlich üben die angenehmeren Seiten des Lebens einen magnetischen Einfluß aus. Der Arbeitskreis versucht deshalb, die einzelnen stärker an die Gemeinschaft zu binden, damit sie den toten Punkt, an dem jeder mindestens einmal steht, doch noch zu überwinden. „Wenn es ganz schlimm war, holten mich meine Kollegen ganz einfach ab“, sagte ein Mitglied der Gruppe.

Außer diesen gegenseitigen Unterstützungen bietet der Arbeitskreis den Schülern noch weitere Vorteile. Horst Nußer erläutert sie im einzelnen: „Vor allem Mathematik und Latein machen den meisten schwer zu schaffen. In Arbeitsgemeinschaften wird jeweils am Samstagmorgen der Stoff der vergangenen Woche wiederholt, vertieft und ergänzt.“ Was bei dem schnellen Vortragsgalopp des Lehrers dem Schüler nicht klar und verständlich genug wurde, läuft jetzt noch einmal ab. Lateinische Sätze, schwierig und verschachtelt, verlangen langsames und einführendes Übersetzen. Zur richtigen Lösung der Mathematikaufgabe führt ein Weg, den jeder logisch verfolgen können muß. Bei der englischen und der französischen Sprache verfährt der Arbeitskreis praktisch: Aus Tageszeitungen wie dem Manchester Guardian, New Statesman, Observer und Expreß überträgt man aktuelle Kommentare und

Berichte, die den weltpolitischen Gesichtskreis beträchtlich erweitern. Pete Grabowski meint: „Vor allem die französische und britische Presse bringt Informationen, die die Sprachregelung des ‚formierten bundesdeutschen Propaganda‘ offenbaren.“

Außerdem referieren Schüler der oberen Klassen vor den Arbeitsgruppen der ersten Klasse. Sprachbegabte Kollegen aus den Gewerkschaften erteilen kostenlosen Unterricht in Englisch und Französisch.

Aber auch die Mitglieder geben ihr Scherflein dazu. Neben dem Gewerkschaftsbeitrag entrichten sie noch einen kleinen Beitrag zur Finanzierung der besonderen Vorhaben. Damit werden beispielsweise Sprachschallplatten und Bücher angeschafft. In Kürze wird eine Abziehmaschine gekauft. Dann kann endlich verwirklicht werden, was schon lange geplant war: Von allen gebräuchlicheren



Lehrbüchern werden die Aufgaben und die Lösungen gesammelt und vervielfältigt. Endlich kann jeder selbst die eigenen Ergebnisse überprüfen.

Obwohl die Lehrkräfte nichts gegen diese beispielgebende, außerschulische Arbeit einwenden, fühlen sich einige unangenehm berührt von dem bewußt gewerkschaftlichen Auftreten des Arbeitskreises.

Oberstudiendirektor Dr. Christmann äußerte sich gegenüber dem Gruppenleiter sinngemäß: Wir haben ja nichts gegen sie, nur wäre es uns angenehmer, wenn von der „anderen“ Seite auch eine Vereinigung vertreten wäre. Seine leicht parteipolitisch gefärbte Stellungnahme war kein Einzelfall. Fast das ganze Lehrerkollegium teilte diese Ansicht. Besonders deutlich zeigte sich dies am Anfang.

Zur Information der Mitschüler wollte der Arbeitskreis in der Aula eine Schautafel aufstellen. Doch der Schulleitung, die auf dem eigenen „Schwarzen Brett“ selbst für Werbeanschläge Platz hat, gefiel dieser Vorschlag nicht. Erst nach langem Drängen und einer Eingabe beim Stadtschulamt gewährte der Direktor einen Standplatz – direkt neben der Kantine.

Mittlerweile hatten die Schüler deutlich erfahren, daß auch die Lehrer mit menschlichen Problemen belastet sind. Zum Teil fehlt ihnen das Einfühlungsvermögen, die Aufgeschlossenheit gegenüber den verschiedensten Persönlichkeiten und Meinungen. Erwachsene Schüler lassen sich ungern mit erhobenem Zeigefinger belehren. Dazu braucht man Argumente. Wenn diese ausgehen oder unhaltbar werden, greifen manche Pädagogen zum Kasernenhofstil. Das erregt natürlich Widerspruch, und der protestierende Schüler muß um die objektive Benotung bangen.

In einigen Fächern richteten sich die Beurteilungsmaßstäbe nach dem Geschmack des Zensoren. Arbeiten, die Meinungen und Standpunkte erfordern, bieten breite Angriffsflächen. Gerade im deutschen Aufsatz ist die Zensur weitgehend dem persönlichen Ermessen unterworfen.

In der Praxis passierte es auch, daß sich Aufsatzschreiber schwer benachteiligt fühlten. Von der Gruppe unterstützt, riefen sie den unpopulären Nachkorrektor im Stadtschulamt zu Hilfe. Mit dem Erfolg, daß die erste Benotung eine „6“ bekam; unerfreulich für den Lehrer.

Überhaupt war der Arbeitskreis gezwungen, sich – mehr als ihm lieb war – mit der Schulleitung auseinanderzusetzen.

Wert der Gemeinschaft

Ein besonders krasser Fall zeigt, wie wertvoll es ist, wenn die Schülerschaft ein mutiges und entschlossenes Sprachrohr besitzt.

Es begann damit, daß der Stundenplan an Stelle des Geschichtsunterrichtes einen politischen Vortrag für alle Klassen vorschrieb. Als Referenten nannte die Schulleitung den Botschafter Dr. Ott. Sein Thema: Der Konflikt Peking – Moskau. Allgemein nahm man an, daß hier ein erfahrener Mann einen fundierten Vortrag hält. Als Botschafter mußte er ja die Krisenherde der Welt aus eigener Erfahrung kennen.

Gespannt wartete die vollbesetzte Aula auf seine Ausführungen. Er begann mit einem Bekenntnis zur nationalen und militärischen Tradition unseres Volkes. Zum gestellten Thema wußte er zu sagen, daß die deutsche Jugend gegen die rote



Flut zusammenstehen müsse. Nach der diskussionslosen Rede teilten sich die Fronten. Während die meisten Schüler ihren Unmut lautstark äußerten, applaudierte das Lehrerkollegium – mit wenigen Ausnahmen – zu der nationalen Durchhaltepredigt. Den energischen Protest gegen das Referat wies die Schulleitung zurück. Sie behauptete, daß der Redner von einer demokratischen Organisation vorgeschlagen wurde.

Damit gab sich die Gruppe nicht zufrieden. Bei ihren Nachforschungen entdeckte sie in der Vergangenheit des Herrn Botschafters einen tiefbraunen Punkt: Dr. Ott vertrat die Interessen Nazi-Deutschlands in Japan.

Gewisse Kreise an der Schule taten verstört. Sie versuchten, den Arbeitskreis als „bekanntermaßen sozialistisch infiltriert“ zu verketzern. Doch vergeblich. Der Beschwerdebrief an das Stadtschulamt war schon unterwegs. Mit der Post kam auch die Antwort: Herr Dr. Ott darf vor keiner Münchener Schule mehr sprechen.

Dieser Erfolg brachte dem Arbeitskreis viele Freunde. Vor allem beteiligten sich seither mehr Schüler an den großen Vortrags- und Diskussionsveranstaltungen, die in monatlichem Abstand auf dem Programm standen. Recht beliebt waren auch Vorträge über Gewerkschaftsfragen.

Weg in eine Sackgasse?

Horst Nußer meint anerkennend: „Natürlich helfen uns alle Kollegen, wenn es ihnen möglich ist. In den Mitteilungsblättern der Ortsverwaltungen erscheinen regelmäßig unsere Aufrufe, die über den Zweiten Bildungsweg informieren.“

Neben den Erfordernissen kommen hier die Berufsaussichten nach dem Abitur zur Sprache. Allzu rosig sieht es nämlich nicht aus. Das Reifezeugnis entpuppt sich als Berechtigungsschein, der nur die soziale Erhabenheit dokumentiert. Erst die anschließende Berufsausbildung sichert die Existenz. Sie hängt letztlich

von der finanziellen Lage ab. Hochbezahlte akademische Berufe verlangen lange Studienzeiten. Kürzere Studienwege führen gelegentlich in eine Sackgasse.

Trotz alledem: In diesem Jahr haben sich bereits fünf junge Kollegen gemeldet, die das Abendgymnasium besuchen wollen. Der Stellvertreter des Gruppenleiters, Ernst Schatz, begründete die Aufklärungsarbeit:

„Wir wollen allen interessierten Jugendlichen helfen, die eigene Wünsche mit den gegebenen Möglichkeiten zu verbinden. Das Abitur in Abendkursen nachzuholen, ist schwer. Man benötigt auf diesem Weg einen starken Partner: zum Beispiel unseren Arbeitskreis.“

Eine kräftige Unterstützung ist bitter notwendig, denn von 100 Teilnehmern, die die Aufnahmeprüfung glänzend bestehen, bleiben später 80 bis 85 auf der Strecke. Manche von ihnen tragen ein Leben daran; sie zweifeln, von dem Mißerfolg beeindruckt, am Wert ihrer Persönlichkeit. Sie werfen sich selbst Schwäche vor, statt zu erkennen, daß ihr „Versagen“ auch ökonomische und gesellschaftliche Hintergründe hat: Die arbeitenden Menschen haben zuerst den Herrschenden den Profit zu sichern, Bildung ist immer noch das Vorrecht einer Schicht, die diesen Profit einsteckt.

Karl Jörg Wohlhüter

Fotos: Horst Nusser



A M S T E R D A M

Februar 1941

Foto: Armin Alfermann



N
durc
ande
agog
raub
sam
hollä
And
de.
baut
Den
inne
doch
Tag
dam
Seit
den
Land
sie i
broc
Rott
Land
Den
gen
nich
war
run
Feb
Doc
bed
nos
Ges
fe. A
gen
eine
Arb
deu
ger
auf
Die
abe
Tag
unc
jun
verl
das
hau
zigt
ge
Am
dar
der
ter,
leg

Neben der 350 Jahre alten portugiesischen Synagoge, die nur durch einen Zufall nicht wie die anderen 20 Amsterdamer Synagogen zerstört, entehrt und beraubt ist, erhebt sich ein seltsames Denkmal, das von dem holländischen Bildhauer Marinus Andriessen 1947 geschaffen wurde. Es stellt einen wuchtig gebauten Dockarbeiter dar. Das Denkmal wurde errichtet zur Erinnerung an die dunkelsten und doch zugleich heldenhaftesten Tage aus der Geschichte Amsterdams.

Seit Mai 1940 war Holland ein von den Horden Hitlers besetztes Land, ohne Kriegserklärung waren sie in die Gebiete Hollands eingebracht, hatten die schöne Stadt Rotterdam bombardiert und das Land zur Kapitulation gezwungen. Dem Überfall folgte der Terror gegen die Bevölkerung, die sich nicht beugen wollte. Erstes Ziel war die große jüdische Bevölkerung in Holland. Am 9. und 10. Februar 1941 eilten die Hafen- und Dockarbeiter Amsterdams ihren bedrängten jüdischen Stadtgenossen, die von der SS und der Gestapo bedrängt wurden, zu Hilfe. Auf dem vor der Synagoge liegenden Waterlooplein kam es zu einer Feldschlacht. Juden und Arbeiter auf der einen Seite, deutsche SS und die nicht weniger berüchtigte „Grüne Polizei“ auf der anderen.

Die Nazis wurden geschlagen, aber sie kamen in den nächsten Tagen mit Maschinengewehren und Panzerwagen zurück. 450 junge jüdische Männer wurden verhaftet und als „Repressalie“ in das Konzentrationslager Mauthausen verschleppt. Nur ein einziger von ihnen ist nach dem Kriege zurückgekehrt.

Am 25. Februar brach in Amsterdam der Generalstreik aus. Aus den Fabriken strömten die Arbeiter, Geschäfts- und Büropersonal legte die Arbeit nieder, die Bank-

beamten verließen ihre Gebäude, und alle städtischen Dienste standen still. Keine Straßenbahn fuhr mehr, kein Arbeiter in den Gas- und Elektrizitätswerken arbeitete. Der Streik hatte nur eine Parole: **SCHLUSS MIT DER JUDENVERFOLGUNG!**

Am nächsten Tage breitete sich die Streikbewegung auf die Provinz aus. In Zaandam, Hilversum und Haarlem wurde zwischen den streikenden Arbeitern und den Nazis heftig gefochten.

Hitlers Stellvertreter in Den Haag, Reichskommissar Seyß-Inquart, antwortete mit der Waffe, die alle Unterdrücker in solchen Fällen anwenden: mit der Verkündung des Belagerungszustandes! Der heldenhafte, aber im Grunde hoffnungslose Kampf gegen die Panzer und Kanonen der SS und der „Grünen Polizei“, einer deutschen Handlangerorganisation der SS, die in Holland der Begriff des Schreckens und der Unmenschlichkeit war, ging für die Arbeiter verloren. Viele von ihnen wurden gefangen und in deutsche Konzentrationslager getrieben. Der Stadt Amsterdam wurde eine Buße von 15 Millionen Gulden auferlegt.

Das Schicksal der holländischen Juden war trotz allem Heldenmut der Bevölkerung nicht mehr aufzuhalten. Ein Jahr später, im Juli 1942, begannen die Deportationen, zunächst in das holländische Durchgangslager Westerbork, von dort rollten jeden Dienstag Züge mit Viehwagen nach den Vernichtungslagern in Polen. 100000 holländische Juden wurden deportiert. Ganz wenige kamen nach dem Zusammenbruch des Verbrechensregimes zurück.

Wie kein anderes Volk der Erde hat das holländische in der Zeit der Barbarei für die jüdische Bevölkerung seines Landes gekämpft. Und so ist das Denkmal vor der portugiesischen Synagoge in Amsterdam ein Zeichen, das die Zeiten überdauern wird.

Rebell, mein Herz...

Rebell, mein Herz, in Kerker eingepreßt,
Das an den Gittern dieser Tage zerrt,
Sei unbekümmert drum, daß dir die Zeit versperrt,
Sind auch die Ketten hart, die Mauern fest.

Es ist von Anbeginn dir angesagt,
Daß stets es Einzelnen geglückt,
Das Joch zu brechen, das die Schulter drückt,
Laß du nicht nach und kämpfe unverzagt.

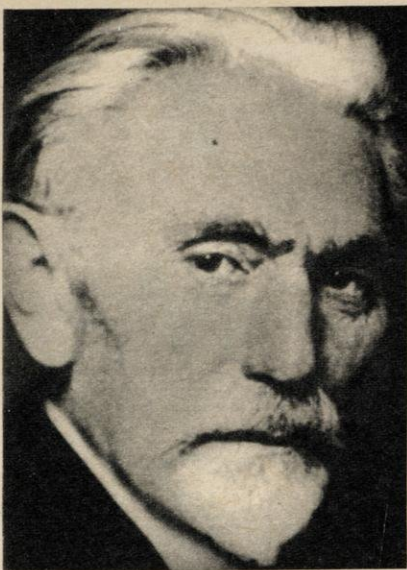
Brich aus, mein Herz, und blas die Kohle an,
die unter tauber Asche ist versteckt.
Fahr wie der Sturmwind hin – er ist bedeckt,
Der breite Garten Holland; schlage tödlich zu,
Damit das Böse in die Hölle fahren kann;
Rebell, blutroter, du mein Herz, schlag zu!

JAN CAMPERT
(gestorben im Konzentrationslager Neuengamme)

Gruß der Märtyrer

O Sonne Nederlands, die selten
So heiß und hell wie heute schien,
Wir grüßen dich, die sterben müssen;
Schon öffnet sich das Grabgewölb,
Wo alle zeitlosen Gedanken
Von Hollands Volk sind aufgeahrt.
Wir werden schweigend übernachten,
Bis endlich neues Morgenlicht
Kristallinen Tau von alten Tränen
Zu leuchtender Verklärung bringt.
Dann strecken wir, dem Grab entstiegen,
Die Hand nach dem, was uns versprochen:
Dem ewigen Leben in den Farben
Der freien Flagge Nederlands,
Die harte Fäuste heben werden
Hoch über freigekämpften Strand!

Aus der Geschichte der



August Bebel
1840 bis 1913

August Bebel liebten und verehrten die Arbeiter weit über Deutschland hinaus als den getreuesten Dolmetsch ihrer Sehnsüchte.

Franz Mehring, Historiker der deutschen Sozialdemokratie und im Sachlichen durchaus nicht immer einig mit Bebel, formulierte: „Er war, wie kein anderer vor ihm und mit ihm, mit der Arbeiterbewegung verwachsen und sein Denken, Fühlen und Streben haftete mit allen Wurzeln so tief in ihrem Boden, aus diesem Boden sog er so ausschließlich die Kräfte seines Lebens, daß jede besondere Eigentümlichkeit seines Wesens darin erlosch. Was die Schwaben von Uhland zu sagen pflegen, das sagten und sagen die deutschen Arbeiter von Bebel: Jedes Wort, das er gesprochen hat, ist uns gerecht gewesen.“

Bebel war der größte Parlamentarier seiner Zeit, der Held unzähliger Redeschlachten, inner- und außerhalb des Deutschen Reichstages. Mit seinem Tode am 13. August 1913 sank eine Epoche ins Grab. Der Geschichte seiner Partei hat er im ersten halben Jahrhundert ihres Bestehens unveräußerlich seinen Stempel aufgedrückt. Was Karl Marx, Ferdinand Lassalle, Wilhelm Liebknecht oder Johann Baptist von Schweitzer nicht vermochten – Bebel hat es geschafft. „Er war“, so Friedrich Naumann, „mehr als sie alle, denn er war Fleisch vom Fleisch und Bein vom Bein des Volkes, ein Kind der Volksschule, selber Lehrling und Geselle gewesen, handarbeitend, derb und phantastisch, anschaulich, deutsch.“

Carl von Ossietzky über August Bebel

Am treffendsten hat Carl von Ossietzky sein Auftreten charakterisiert, in einem glänzend geschriebenen Leitartikel der „Weltbühne“ aus dem Jahre 1927:

„Die Gedanken fliegen um fast zwei Jahrzehnte zurück. Ein großer verräucherter Versammlungssaal. Viel tausend Menschen dicht zusammengedrängt. Arbeiter, Arbeiter. Es ist schon heldenhaft, hier in diesem stickigen Pferch stundenlang auszuhalten. Und plötzlich bricht ein Orkan von Begeisterung aus. An der Rampe ist ein kleines gelblich-graues Männchen erschienen, ein gebücktes, kränkliches Männchen mit mächtigem schneeweißem Haarschopf. Der Alte ist schon schwerkrank. Die Ärzte haben ihm Schonung auferlegt; er soll nach Möglichkeit nicht mehr öffentlich reden. Doch wie er zu sprechen beginnt, weicht dieser Eindruck von Hinfälligkeit. Breite ausholende Geste, helle jugendlich-timbrierende Stimme. Kommandostimme, gewohnt, Hunderttausende in Gleichtakt zu bringen, und die mächtige weiße Tolle weht dazu wie ein Helmbusch. Aber der Alte ist mehr als ein effektsicherer Spre-

Von Dieter Schneider

cher, nicht Beredsamkeit trägt ihn: er reitet auf einer Woge von Vertrauen . . . Einen Volksdichter hat ihn Friedrich Naumann in einem Nachruf genannt. In der Tat, er spielt auf dem Volk wie auf einem edlen Instrument: er bringt es zum Klingen, er entlockt ihm Liebe und Haß, bittere Seufzer und sternklare Sehnsucht. Plötzlich senkt er die Stimme, sein Gesicht wird ganz böse, er schwingt den Zeigefinger wie einen Bakel: „Man hat euch das Wahlrecht verschlechtert, und ihr habt euch das gefallen lassen!“ Und diese dreitausend Männer werden plötzlich zu heruntergeputzten Schulbuben: Sie senken die Köpfe, sie schämen sich. Schweigen. Doch da wirft der Alte das Haupt in den Nacken, Jubel bricht fanfarenhaft aus der Stimme: „Das ist eine Scharte, die muß ausgewetzt werden, kann ausgewetzt werden! Ich habe Vertrauen zu euch, daß ihr es tut. Wenn ich wieder in eure Stadt komme, wird alles wieder in Ordnung sein – das weiß ich.“ Ein einziges leidenschaftliches Ja braust auf wie ein vieltausendstimmiger Fahnen- eid für die heilige Sache. . .“

Ohne Eltern, Wanderjahre, Freundschaft mit Wilhelm Liebknecht

Ferdinand Lassalles Tat war 1863 der Anstoß zur Gründung des Allgemeinen Deutschen Arbeitervereins. Nach einer Periode der Resignation, die der gescheiterten bürgerlichen Revolution von 1848 folgte, hat er sich, schnell entschlossen, an die Spitze einer bereits bestehenden Strömung gesetzt und fortgeschrittenen Arbeitern den Wert einer eigenen Partei und parlamentarischen Vertretung nahegebracht. Bebel aber machte aus Vereinen eine Massenpartei, hielt die Partei in der Zeit des Sozialistengesetzes zusammen und führte sie zu ihrer Größe. In ihm, dem bedeutendsten deutschen Arbeiterführer überhaupt, personifiziert sich bis in die feinsten Nuancen die Entwicklungsgeschichte der deutschen Arbeiterbewegung.

Der am 22. Februar 1840 als Sohn des Unteroffiziers Johann Gottlob Bebel in der trostlosen Kasematte von Köln-Deutz Geborene hatte keine erfreuliche Jugend. Fünf Jahre war er alt, als sein Vater, dreizehn, als seine Mutter starb. Von Köln zog die Mutter nach dem Tode des zweiten Mannes in ihre Heimat Wetzlar zurück. Dort verlebte August Bebel seine Jugendzeit, ging er zur Schule und erlernte er das Drechslerhandwerk. Auf der Wanderschaft gehörte der Drechslergeselle den katholischen Gesellenvereinen in Freiburg und Salzburg an, deren religiöse Toleranz er in seinen Lebenserinnerungen hervorhebt. 1860 schließlich gelangte er nach Leipzig, beteiligte sich dort 1862 an der Gründung des Gewerblichen Bildungsvereins und vertrat diesen Verein bereits 1863 auf dem 1. Vereinstag der Arbeiterbildungsvereine in Frankfurt am Main.

Bebel begann seine politische Arbeit als radikaler bürgerlicher Demokrat und ent-

wickelte sich unter dem Einfluß seines Freundes Wilhelm Liebknecht Schritt für Schritt zum überzeugten Sozialisten. „Aber Sozialist wäre ich auch ohne ihn geworden“, erläutert er, „denn dazu war ich auf dem Wege, als ich ihn kennenlernte.“ Und fügt hinzu: „Zweifelloos (hat) mein Umgang mit Liebknecht meine Mauserung zum Sozialisten beschleunigt. . .“

Die mehr als dreißigjährige Freundschaft zwischen dem in der Kasematte von Köln-Deutz geborenen Unteroffizierssohn Bebel und Wilhelm Liebknecht, dem Revolutionär von 1848, ist für die deutsche Arbeiterbewegung wichtiger gewesen als die Zusammenarbeit zwischen Marx und Engels. Das tut der unvergleichlichen, weltbewegenden Leistung der Schöpfer des wissenschaftlichen Sozialismus keinen Abbruch. Aber die einen befaßten sich in London und Manchester vorwiegend mit theoretischen und internationalen Fragen, die anderen bauten unter unvorstellbar schwierigen Verhältnissen eine Massenpartei auf und fanden nebenbei noch Zeit, Gewerkschaften gründen zu helfen. Bebels und Liebknechts Lebenswerk wird in der Regel unterbewertet – ganz zu schweigen von Versuchen in Ost und West, der Opportunität halber Geschichte umzuschreiben. Bebel hatte nach Mehring alles, was Liebknecht fehlte: „Ein praktisches Organisationsalent ersten Ranges, eine intime Kenntnis der Arbeiterklasse und eine unvergleichliche Fähigkeit, ihre leisesten Pulsschläge mit sicherer Hand abzutasten.“

Beide waren am 19. August 1866 führend an der Gründung der kleinbürgerlich-demokratischen und antipreußischen Sächsischen Volkspartei beteiligt, die sich vor allem auf den damals intelligentesten Teil der deutschen Arbeiterschaft stützte: der Sachsens. Wenige Monate später schickten die Weber des Wahlkreises Glauchau-Meerane den Sieben- undzwanzigjährigen in den Verfassunggebenden Norddeutschen Reichstag. Ein Jahr darauf bestätigten sie bei der Wahl zum 1. Norddeutschen Reichstag sein Mandat.

In einer Kampfabstimmung wurde Bebel 1867 auf dem 4. Vereinstag in Gera zum Vorsitzenden des Verbandes deutscher Arbeitervereine gewählt, der Dachorganisation der Arbeiterbildungsvereine. 1869 löste er den Verband unmittelbar nach dem Entstehen der Sozialdemokratischen Arbeiterpartei auf.

Der Verband deutscher Arbeitervereine hatte sich 1863 im Gründungsjahr des Allgemeinen Deutschen Arbeitervereins gebildet, um eine Arbeiterpartei zu verhindern. Der gute Kern des Verbandes, der sich bereits 1868 auf den 5. Vereinstag zu den Statuten der Internationalen Arbeiter-Assoziation, der Ersten Internationalen, bekannte, ging ebenso wie der aus Arbeitern bestehende Stamm der Sächsischen Volkspartei in der Sozialdemokratischen Arbeiterpartei auf. Der Verband deutscher Arbeitervereine hatte seinen Zweck als Durchgangsstadium der modernen Arbeiterbewegung erfüllt.

Bebel war einer der ersten, wenn nicht sogar der erste Abgeordnete, der in regelmäßigen Volks- und Wählerversammlungen ausführlich über seine politischen, lamaritischen Arbeit berichtete. Als in dem Leipziger Bezirksgericht im Juli 1869 wegen angeblicher Majestätsbeleidigung seinen Sitz im Deutschen Reichstag sprengte, entsandten ihn die Weber der Glauchau-Meerane in der erforderlichen Nachwahl mit 3000 Stimmen mehr als vorher wieder nach Berlin. Dort hatte er sich bereits in der ersten Sitzungsperiode einen Namen als Debattenredner gemacht.

Unter dem Sozialistengesetz

Auf den Wahlkreis Glauchau-Meerane folgten Dresden-Altstadt und Hamburg. Beide wurden erst durch Bebel für die Sozialdemokratie erobert. Hamburg 1890 unter dem Sozialistengesetz, mit dem im Fall 1890 der große Aufschwung der Partei einsetzte, die mehr und mehr Wähler um sich scharen konnte.

Die innere Voraussetzung dafür, der Zusammenschluß des Allgemeinen Deutschen Arbeitervereins (Lassalleaner) mit der Sozialdemokratischen Arbeiterpartei (Eisenacher) zur Sozialistischen Arbeiterpartei Deutschlands, vollzog sich 1890 in Gotha. Vorher allerdings schaffte sich der Allgemeine Deutsche Arbeiterverein das Haupthindernis in Gestalt seines autoritären Präsidenten Johann Baptist von Schweitzer vom Halse.

Nach dem Fall des Sozialistengesetzes änderte die Partei ihren Namen in Sozialdemokratische Partei Deutschlands. Bebel übernahm zunächst die Funktion des Kassierers, wurde aber 1892, auf dem Parteitag in Berlin, zusammen mit Paul Singer, einer der beiden gleichberechtigten Parteivorsitzenden.

Musterstatut für Gewerkschaften

Den im Schatten der beiden zerstrittenen sozialdemokratischen Parteien entstandenen Gewerkschaften galt Bebels besonderes Interesse. 1868, kurz bevor sich der zentralisierte Gewerkschaften der Lassalleaner auf dem Allgemeinen Deutschen Arbeiterkongreß in Berlin konstituierten, hatte der von ihm und Liebknecht geführte Verband deutscher Arbeitervereine als erster deutscher Arbeiterkongreß die Gründung von Gewerkschaften beschlossen. Bebel selbst arbeitete das Musterstatut aus und trat zahlreichen Gründungsversammlungen auf.

Als 1875 mit dem Tischler Theodor Yoder wohl fähigste Kopf der jungen Gewerkschaften starb, sollte Bebel sein Nachfolger als Redakteur des gewerkschaftlichen Zentralorgans „Die Union“ werden. Aber er lehnte ab: „Ich konnte unmöglich neben meinem Geschäft meine Tätigkeit für die Partei auch noch dauernd gewerkschaftlich tätig sein.“ fol-

deutschen Arbeiterbewegung

schweitzer, der Liebnechts Bemühungen, wenigstens in der Gewerkschaftsbewegung einen gemeinsamen Nenner zu finden, brüsk zurückwies, verkannte die Bedeutung der Gewerkschaften völlig. Er versuchte, sie zu Werkzeugen seiner Politik zu machen und ließ sie nicht als gleichberechtigt neben der politischen Arbeiterbewegung gelten.

Im Gegensatz zu ihm begann Bebel als Gewerkschaften konsequent von unten

her aufzubauen. Die Arbeiter sollten sich erst auf lokaler Basis nach Berufen zusammensuchen, um dann einen Zentralverband zu gründen. Das war vernünftig und entsprach der damaligen Wirtschaftsstruktur. Was für einen Sinn hätte es gehabt, den Hausbau mit dem Dach zu beginnen.

Das Bebelsche Musterstatut konzipierte fast das glatte Gegenteil der diktatorischen Zentralisation des Allgemeinen

Deutschen Arbeiterschaftsverbandes, der Gewerkschaften der Lassalleaner. Schweitzer, der eigentlich nur deshalb Gewerkschaften gründete, weil er die ökonomische Organisation der Arbeiterschaft nicht völlig in die Hände der Konkurrenz geraten lassen wollte, hielt außerdem die überall ausbrechenden Streiks einer rechtlosen Arbeiterschaft für von vornherein sinnlos. Er glaubte als Gefangener von Lassalles Irrtümern, daß sie kein geeignetes Mittel seien, ihre Lage zu verbessern.

Die Mitglieder freilich verstanden das kaum. Sie sahen nicht ein, daß sie neben dem Kampf um eine bessere Gesellschaftsordnung, zu der das allgemeine, gleiche, direkte und geheime Wahlrecht verhelfen sollte, nicht auch Lohnforderungen stellen und ihre Lebensbedingungen schrittweise verbessern sollten. Eine Scheibe Brot mehr bedeutete damals unendlich viel. Immerhin endete mancher Arbeitskampf mit Lohnerhöhungen oder gar einer Verkürzung der überlangen Arbeitszeit.

Bebel gab seinen Leipziger Handwerksbetrieb bald auf. Parteiangelegenheiten, Verhaftungen, Gefängnisaufenthalte und vor allem parlamentarische Aufgaben, zunächst im Norddeutschen und ab 1871 im Deutschen Reichstag, hatten ihn ohnehin den größten Teil der Zeit von der Werkbank ferngehalten.

Er, der große Volkstribun, dem selbst die unversöhnlichsten Gegner mucksmäuschenstill zuhörten, war eigentlich immer von schwächerer Gesundheit. Sein Arzt behauptete, daß ihm die Festungs- und Gefängnisaufenthalte das Leben retteten. In Festungen ging es im vergangenen Jahrhundert beschaulich zu. Zudem war er in Hubertusburg zwei Jahre lang zusammen mit Liebnecht eingesperrt. Er konnte neue Kräfte sammeln, geistige und körperliche.

Beachtlich ist die Reihe der Zeitschriftenaufsätze und Bücher, die Bebel neben seinen kräftezehrenden Belastungen schrieb. Von seinem bekanntesten Werk „Die Frau und der Sozialismus“ erschien bereits 1909 die 50. Auflage. Etwa um diese Zeit begann er auch die Niederschrift seiner Erinnerungen „Aus meinem Leben“. Das Erscheinen von zwei Bänden konnte er noch selbst erleben, den dritten gab nach seinem Tode Karl Kautsky heraus.

Gegen Kriegskredite

Zu den Ruhmesblättern deutscher Geschichte gehört Bebels Haltung im Deutsch-Französischen Krieg 1870/71. Er und Wilhelm Liebknecht enthielten sich am 21. Juli 1870 im Norddeutschen Reichstag bei der Abstimmung über die Kriegskredite zunächst der Stimme. Am 11. September des gleichen Jahres wandte sich die sozialdemokratische Parteiführung in einem Aufruf an die Parteigenossen gegen die Fortsetzung des Krieges gegen das inzwischen republikanische Frankreich und vor allem gegen die

Annektion Elsaß-Lothringens. Am 26. November schließlich benutzte Bebel die Tribüne des Norddeutschen Reichstages, um den Eroberungskrieg anzuprangern. Alle Sozialdemokraten verweigerten nun die Mittel für die Weiterführung des Krieges.

Zu einer Zeit, in der Franzosenhaß hierzulande groß in Mode war, verfochten die beiden Freunde trotz des sie umgebenden nationalistischen Geheuls unerschütterlich den Gedanken der deutsch-französischen Freundschaft. Den Vorstand der Eisenacher mit Wilhelm Bracke an der Spitze ließ General Vogel von Falckenstein zur Strafe von Braunschweig aus in Ketten quer durch Deutschland nach Lötzten schleppen.

Innerhalb der Sozialdemokratischen Partei war Bebel immer auf die Wahrung der innerparteilichen Demokratie bedacht. Wie er sich Auseinandersetzungen vorstellte, geht aus seinen Lebenserinnerungen hervor: „... Meinungskämpfe sind in der Sozialdemokratie vorgekommen, solange sie besteht, und sie werden bleiben, solange die Partei lebt, dabei allerdings nach den Umständen ihren Charakter ändern. Sollen aber solche Meinungskämpfe innerhalb einer Partei zu ihrem Nutzen verlaufen, so ist die erste Bedingung eine freie Aussprache der Meinungen, die einen Ausgleich der gegensätzlichen Auffassungen herbeiführen kann...“

Marxismus als wissenschaftliche Methode

Im Marxismus hat Bebel nie eine endgültige Wahrheit letzter Instanz gesehen. Er wußte und war überzeugt davon, daß der Marxismus eine derartige Wahrheit nicht kennt, daß er – wie Mehring in seiner „Geschichte der deutschen Sozialdemokratie“ schreibt – „kein unfehlbares Dogma, sondern eine wissenschaftliche Methode“ ist.

Stets aber war sich Bebel der werbenden Kraft der Grundgedanken von Marx und Engels bewußt. Den Widerspruch zwischen den tagespolitischen Notwendigkeiten auf der einen und der Hoffnung auf den sozialistischen Zukunftsstaat auf der anderen Seite vermochte er freilich nicht zu überbrücken. Das war zuviel verlangt in einer Zeit, in der die Partei von Wahlerfolg zu Wahlerfolg eilte und der Sieg nichts anderes sein konnte als eine „pure Wahrscheinlichkeitsrechnung nach mathematischen Gesetzen“.

Bebels Tod bedeutete einen tiefen Einschnitt. Die deutsche Arbeiterbewegung verlor am 13. August 1913 mehr als ihren Führer. An die Stelle des Volkstribunen traten fast nur noch Beamte.



Die Frage „Warum führt das Vorgehen gegen die Sozialdemokratie zu keinem Erfolg?“ beantwortete der bürgerliche „Kladderadatsch“ mit dieser Karikatur

Das Amen der Partisanen

Von Josef Reding

Gut, Fräulein Sandor. Und jetzt bitte Verzweiflung in das Lachen mischen." Alja Sandor versuchte, das gewünschte Lachen hervorzubringen. Aber unsere Schauspiellehrerin war nicht zufrieden. „Nein, nicht gleich am Anfang die Verzweiflung einbringen. Erst das Lachen offen halten, neutral gewissermaßen, und es dann abbiegen. Versuchen Sie's bitte noch einmal."

Alja lachte diesmal richtig. Jetzt war ich an der Reihe. „Von Ihnen möchte ich ein höhnisches Lachen."

Mein Hohnlachen war unzureichend. „Stellen Sie sich eine Situation vor, die Ihren Hohn herausfordert", sagte die Lehrerin. „Etwa: man mutet Ihnen zu, als gefeierter Hamlet-Darsteller im Fernsehen Reklame für ein Mundwasser zu machen."

Der Vorschlag spielte mir kein Material für ein Hohnlachen zu. Ich aß schon zu lange Erbseneintopf am Stehbüfett. Der Gedanke, gegen gutes Geld irgendwo für irgend was werben zu dürfen, hatte nur Verlockendes. Wo sollte ich das Hohnlachen hernehmen?

„Lachen Sie meckernd", sagte die Lehrerin. „Wie eine – wie eine Maschinenpistole."

„Maschinenpistolen lachen nicht", sagte Alja. Sie hatte mit diesem Part der Übungen nichts zu tun. Und doch sagte sie: „Maschinenpistolen lachen nicht."

„Sondern?" fragte Frau Veldtscher. „Maschinenpistolen schluchzen. Sie schluchzen unbändig."

„Was haben denn Sie mit Maschinenpistolen zu tun?" lächelte Frau Veldtscher. Aber sie wartete die Antwort nicht ab, sondern suchte bereits nach einer neuen Möglichkeit, mir ein höhnisches Gelächter abzugewinnen.

An diesem Abend wartete ich auf Alja Sandor. Bis dahin hatte ich mir nicht einmal ihren Namen gemerkt. Wenn man sehr schnell sehr weit kommen will, merkt man sich nur Förderliches. In meinem Fall: Namen von Regisseuren, Tingeltheatern, die sich auch mit halb ausgebildeten Schauspielschülern zufriedengaben, und allenfalls Menschen, die nach guten Verbindungen rochen. Alja Sandor war wohl merkwürdig, nicht aber bemerkenswert. Sie sprach mit leichtem Akzent, hatte tiefliegende Augen und eine Stimme in unterer Altlage. Mehr hatte ich von Alja Sandor nicht behalten. Aber jetzt waren die schluchzenden Maschinenpistolen hinzugekommen.

„Woher wissen Sie, wie Maschinenpistolen sind, Alja?" fragte ich. Ich sagte Alja und Sie. Warum, weiß ich nicht. „Sie können doch damals erst so wenige Jahre alt gewesen sein, wie man noch an den Fingern einer Hand abzählen kann."

„Als der Krieg zu Ende war, wurde ich fünf", sagte Alja.

„Und damals schon haben Sie Maschinenpistolen kennengelernt, Alja?"

„Gesehen haben ich öfter welche. Gehört nur einmal."

„Und doch erinnern Sie sich so gut daran? Das ist doch schon mehr als zwanzig Jahre her."

„Kugeln, die im eigenen Leib sitzen, vergißt man nicht."

„Wie? Man hat auf Sie – auf ein Kind –?"

„Nicht auf mich hat man geschossen. Aber meine Eltern wurden von den Maschinenpistolen niedergemäht. Wie von einer Sichel, wie von einer grauen, nachgeschärften, hakigen Sichel. Und die Waffen schluchzten."

Alja blieb stehen. Ihr Gesicht war starr. Sie blieb nur stehen. Ein Bus bremste unter dem gelben Galgen einer Haltestelle. Leute stiegen aus, andere ein. Der

Bus fuhr an, war weg. Ich wagte, einen Schritt nach vorn zu gehen. Da ging auch Alja wieder.

„Wo ist das passiert?" fragte ich leise. „Entschuldigen Sie, ich weiß gar nicht, wo Sie herkommen."

„Aus Albanien. Aus einem Gebirge namens Jablanica, das Sie wahrscheinlich nicht kennen, und aus einem Dorf namens Relenice, das Sie bestimmt nicht kennen. Das Dorf hatte achtzehn Häuschen. Eins davon lag auf halbem Wege ins Gebirge. Darin wohnten wir. Mein Vater machte Ziegenkäse. Guten Ziegenkäse.



Bis Ihre Leute kamen, mein Herr."

„Meine Leute?"

„Ihre Landsleute. Damals so alt wie Sie jetzt. Sie waren auf einmal da. Sie sagten kaum ein Wort, zeigten mit den Mündungen der Maschinenpistolen auf diesen Kasten und auf jenen Schrank. Und Mutter öffnete und sie schauten hinein, und dann gingen sie wieder, Ihre Landsleute."

„Aber Sie sagten doch, man habe Ihre Eltern ..."

„Ja, man hat meine Eltern erschossen. Mit Maschinenpistolen. Aber das war später. Und es waren meine Landsleute, die Männer von Relenice, die geschossen haben. Sie nannten sich Partisanen."

„Haben Ihre Eltern denn auf unserer Seite mit ..."

„Sehen Sie, jetzt sprechen Sie schon von 'unserer Seite'. Was hatten meine Eltern mit dem zu schaffen, was Sie 'unsere Seite' nennen? Sie wurden den 'Seiten' zugerechnet. Das letzte Haus des Dorfes. Das klingt idyllisch. Das schmeckt nach herber, frischer Luft und hört sich an nach Wind über der Grasharfe. Aber das letzte Haus des Dorfes, das wird im Krieg zu allem gemacht, was es nicht sein will: Vorposten und Unterschlupf, Munitionsdepot und Hauptquartier. Da liegen Handgranaten unterm Ziegenkäse, und nachts kriechen Männer aus dem Felsenstollen unter der Lehmhütte hinaus oder herein. Und tagsüber sichtet Vater Gras und muß friedlicher Bergbauer spielen. Und wenn

Ihre Landsleute kamen, setzte er ihnen den Wasserkrug und die Scheibe Brot vor, und wenn unsere Leute da waren, bekamen sie das gleiche, teilten wir unser Essen und Trinken. Und je öfter sie kamen, um so mehr lockerten sich ihre Zungen, und sie erinnerten sich daran, daß Knie auch da sind, um Kinder darauf reiten zu lassen, und daß eine Rationsdose Schmalz ein Geschenk sein kann. Das ging lange gut. Ein Jahr lang ging das Gute gut. Denn was taten meine Eltern anders, als dem, der Einlaß begehrte, Einlaß zu gewähren? Das haben

meine Großeltern und Urgroßeltern schon so getan. Das Gute also. Aber eines Tages legten sich Ihre Landsleute mit den stählernen Hauben und den langen Pistolen, die wie schwarze Handkrücken aussehen, in den Felsstollen. Und als nachts unsere Leute aus dem Gebirge kamen und in den Stollen kriechen wollten, schoß es und schrie es, und drei waren tot und fünf wurden in Stricken zwischen Ihren Soldaten nach Relenice abgeführt, zu Folter und Verhör. Aber die Nacht war noch nicht vorbei, als die anderen aus dem Gebirge da waren und meine Eltern vom Stroh rissen und vor den Brunnen stellten und ihre Maschinenpistolen ihr Amen schluchzten wie nach einem gotteslästerlichen Gebet."

Alja setzte sich auf den Rand eines Papierkorbes. Bananenschalen waren auf ein Schild gemalt und Papierfetzen, und darunter stand: „Wir wollen hier hinein". Ich wollte etwas sagen. Etwas Tröstliches. Ich sagte: „Ihre Eltern waren unschuldig, Alja ..."

„Woher wissen Sie das?" fragte Alja schroff und stand wieder und ging wieder. „Wer war schuldig, damals? Und wem verdarb die Unschuld nicht wie Fisch unter greller Sonne? Die Schuld ist listig. Sie findet Einschlupf in jedes Herz. Schuldig waren meine Eltern, weil sie den Hochmut hatten, so weit draußen zu wohnen und allen, hören Sie, allen Menschen von ihrem Brot abzugeben. Und schuldig

Illustration: Hanneliese Martin

waren die Partisanen von Relenice, Sie die Gewißheit des Verrats sie rächen. Sie waren lustern und blind gemacht hatte. Eine menschen-schuldig waren doch wohl vor allem die Landsleute mit dem beutegierigen Acker auf der grauen Brust. Vielleicht war der Vater dabei, mein Herr. Und wenn ich nicht in Relenice war, so war er doch in Orel oder in Belgrad oder in Rotterdam. Schuldig? Schuldig sind wir alle. Alja schüttelte den Kopf.

„Aber wenn jemand ohne Schuld ist, dann sind Sie es doch wohl, Alja." Sie lachte bitter. Sie lachte höhnisch. „Ich glaube, das war das Lachen, das Frau Veldtscher von mir gefordert hatte. „Warum soll ich von der Schuld aus spart werden? Ausgerechnet ich? Ich lebte damals schon. Und wer lebt, kann schuldig werden. Rascher, als er sein Leben es weiß."

„Können Sie das Schreckliche nicht vergessen ...?"

„Vergessen? Sagen Sie das mir! Träumen! Befehlen Sie es meiner Phantasie! Ordnen Sie an, daß die Maschinenpistolen nicht mehr mein Denken durchlöchern dürfen, am Tage nicht und in der Nacht! Aber was wollen Sie? Soll ich ohne Erinnerung anfangen? Wenn ich mir etwas vorstelle, von damals dann wird's mir leichter wie nach einem Beruhigungsspritze."

„Das bedeutet doch: in der Wurde wählen."

„Das bedeutet: Stiche tun, die die Wunde zusammennähen. Ich denke mir, was mein Vater gedacht? Was hat er getan in der letzten Minute, bevor die Maschinenpistolen das Amen sagten. Vielleicht hat er gedacht: Meine Frau, sie hat mit einem der Stahlhelm-Männer gelassen. Und meine Mutter mag gedulden – haben: Sieh an, der Gjergi, ich habe immer für teilnahmslos gehalten. Ich habe Gott wird wissen, ob es gut war oder schlecht, aber Gjergi hat etwas getan was nichts mit dem Holzbottich für den Käse zu tun hat. – Aber vielleicht war es auch ganz andere Gedanken, die dem Schluchzen der Maschinenpistolen vielleicht dachten die beiden an mich. „Sicher werden Ihre Eltern zuletzt angedacht haben, Alja, an Sie, an Tochter."

„Und mit Recht", sagte Alja. „Ich habe sie verraten." Ihre Stimme war heiser, krächzend.

„Sie sind zu erregt, Alja", sagte ich. „Die Wahrheit ist erregend, mein Herr. Sie haben mich gefragt, Sie haben den Bericht abgezungen. Jetzt hören Sie ihn auch bitte bis zum Ende an! – Ende ist ebenso kurz wie profan. Man hat mir Bonbons geschenkt. Ihre Landsleute hatten mir Bonbons in die Hand gedrückt hinterm Haus, während meine Eltern der Kammer Brot und Wasser austeilten. Und sie haben mir Fragen gestellt: Ob schon bis drei zählen könnte und meine Lumpenpuppe heißt und ob manchmal fremde Männer herkommen und wo sie bleiben und ob sie etwas stecken und ob ich noch mehr Bonbons wollte. Und ich habe alle Fragen so und aufmerksam beantwortet, wie ich konnte. Und natürlich wollte ich mir Bonbons. Aber statt der Bonbons kam dann wenige Stunden später die Maschinenpistolen. Darum weiß ich, wie Maschinenpistolen sind, und daß sie nicht meckern, sondern schluchzen. Ich habe nicht vergessen: nicht in Relenice später nicht in Ungarn und auch nicht in Deutschland, nein, hier erst nicht. Und lassen Sie mich jetzt allein."

Der Mißton

rtin von Annemarie Fabian

enice, Sie wählte die Nummer 872915. Ein
sie rächte ganz klein wenig zitterte sie, als sich
hatte. Eine männliche Stimme meldete. „Guten
allem Tag, Ivo“, sagte sie. „Hier ist Lydia
rigen Aoyer.“ – „Ja, das ist aber reizend, daß
cht war sie anrufen. Kann ich Sie sehen?“ Lydia
d wenn ichelte. „Ja, gern. Ich möchte in Ihr
er doch Konzert kommen.“ – „Das ist wunderbar,
Rotterdam lasse eine Karte für Sie an der Abend-
alle. Aasse. Ich freue mich, Lydia, ich freue
ich.“ Er sang die Worte beinahe in dem
Schuld reichen Idiom seiner südlichen Heimat.
lja.“ nachdenklich legte sie den Hörer auf. Sie
hisch. hatte Ivo vor mehreren Monaten beim
das, das Konzerte eines Freundes kennengelernt.
hatte. Amals hatten sie nach der Vorstellung
uld aus sie zusammen in einem Café gesessen
t ich? nd bis tief in die Nacht über Gott und
lebt, keie Welt gesprochen. Es war ein warmer
s er selommerabend gewesen. Ein paar Tage
vor hatte Alfred sie verlassen. Dieser
e nicht vabend hatte ihr geholfen, langsam damit
e nicht vfertig zu werden. Ivo brachte sie nach
as meiaus und gab ihr seine Karte, da sie es
einer Pholehnte, gleich ein Rendezvous zu ver-
Maschinmbaren. Nun hatte sie die Ankündigung
ken durines Konzertes gelesen, hatte das
t und närtchen noch gefunden und ihn ange-
n Sie? wfen. Alfred war fast vergessen.
anfangeie freute sich auf das Wiedersehen. Er
von damar ein liebevoller und heiterer Mann mit
nach einem nachdenklichen Blick, nicht sehr
er Wunroß und nicht sehr schlank, kräftig und
reich zugleich. Er hatte eher das Gesicht
ines Intellektuellen als das eines Künst-
die Wunrs und einen finsternen Charme, der sie
nir, wasnzog. Sie kleidete sich einfach, aber
er gedaborgfältig. „Ich bin älter als er“, dachte
die Masce. „Ich muß mich also ein bißchen
Vielleinterstreichen.“
sie hat ar Platz war in der zweiten Reihe. Um
änner eie herum hörte sie seine Sprache spre-
tag gedehen – sie nahm jedenfalls an, daß es die
ch habeine sei –, aber auch das österreichisch
alten. Jefärbte Deutsch, das er damals gespro-
was geten hatte. Im ersten Teil des Konzertes
t war ob ab es eine Ouvertüre und eine Sinfonie
was geton Mozart. Nach der Pause sollte Ivo
ich für as Cello-Konzert von Schumann spie-
eicht waen.
en, die ls er das Podium betrat, schlug ihr
nenpistoz höher. Er kam mit schnellem Schritt,
nz andas Cello in der Hand tragend, verneigte
an mich. ch kurz und ließ sich auf seinem Stuhl
letzt aneder. Lydia hörte zuerst aufmerksam
ie, annd dann fasziniert zu. Aber sie hörte
cht nur, sie sah auch, wie er dies Kon-
ert spielte. Er hatte ein wunderbares
heiser, rstrument, dessen Klang weich und voll
urch den Saal schwang. Und er ging mit
m wie mit einer Geliebten um. Sie
ngte ich. hnte sich in ihrem Sessel zurück, um
n solltechts von der einzigartigen Zwiesprache
mein H u versäumen, die dieser Künstler durch
haben as Medium der Musik mit seinem In-
Jetzt höas Medium hielt. Er entlockte dem Werk auf
e an! – Dvergleichliche Weise seine Romantik
n. Man hnd ließ doch eine fast zauberhafte Di-
Landsleanz entstehen, die ein Verschwinden
d gedrü, herrliche Musik in uferlosem Gefühl
e Eltern, er herrliche Musik in uferlosem Gefühl
austeilt, hinderte. Lydia erfaßte eine heitere
hellt: Ob anknarbarkeit, als Ivo zur Schlußkadenz
te und ysetzte, die er jedoch mit einem un-
nd ob rüchlichen Mißton endete. Das Publikum
herkommbar einen Moment erschrocken, aber
etwas vnn spendete es reichlichen Beifall, den
r Bonbo bleich und nur mühsam lächelnd
gen so itgegennahm.
e ging ins Künstlerzimmer, wo er be-
wie ich. its mit mehreren Freunden und Freun-
e ich mten stand, die vergeblich bemüht wa-
ons kam, ihn zu trösten. Als er sie eintreten
die Mas, h, hellte sich sein Gesicht etwas auf.
n, wie M e trat auf ihn zu: „Sie haben herrlich
ß sie niepielt, Ivo“, sagte sie, „und nun weinen
n. Ich ha, helle sich sein Gesicht etwas auf.
lenice u nicht mehr wegen des mißlungenen
auch jechlusses!“ Sie lachte ihn an. Er atmete
er erst releichtert auf. „Kommen Sie“, sagte er
etzt alleihr, „wir setzen uns irgendwo hin und

plaudern – wie damals.“ Er wandte sich
auch an seine Freunde. „Kommt!“ Er
machte eine weitausholende Handbe-
wegung, während er sie unterfaßte.
Lydia war die einzige, die neu in diesem
Kreis war. Man hatte ihr sofort den Platz
neben Ivo eingeräumt, und alle bemühten
sich, ins Gespräch mit ihr zu kommen.
Zuerst fiel ihr das nicht so auf, dann
amüsierte es sie, daß sie hier so selbst-
verständlich als Ivos neue Freundin an-
gesehen wurde und sich alle bemühten,
sie in diesem Kreis heimisch zu machen.
Vielleicht haben sie Angst, dachte sie,

daß ich ihn ihnen entfremde, und sie fand
das rührend. Unter den Gästen befand
sich auch Ivos frühere Frau, eine sehr
schöne, dunkeläugige und dunkelhaarige
Jugoslawin, die ihr gleich von Ivos und
ihrem kleinen Sohn erzählte. Ivo hörte
voll Stolz zu. Ein älteres Ehepaar, eben-
falls Jugoslawen, genoß sichtlich, zwi-
schen jungen Leuten zu sitzen. Sie wech-
selten nur ab und zu ein paar freundliche
Worte mit Ivo. Lydias Nachbarin, eine
Deutsche, erklärte ihr, daß es sich um
einen jugoslawischen Diplomaten handle,
der sich auf der Durchreise befand, aber

Illustration: Hanneliese Martin

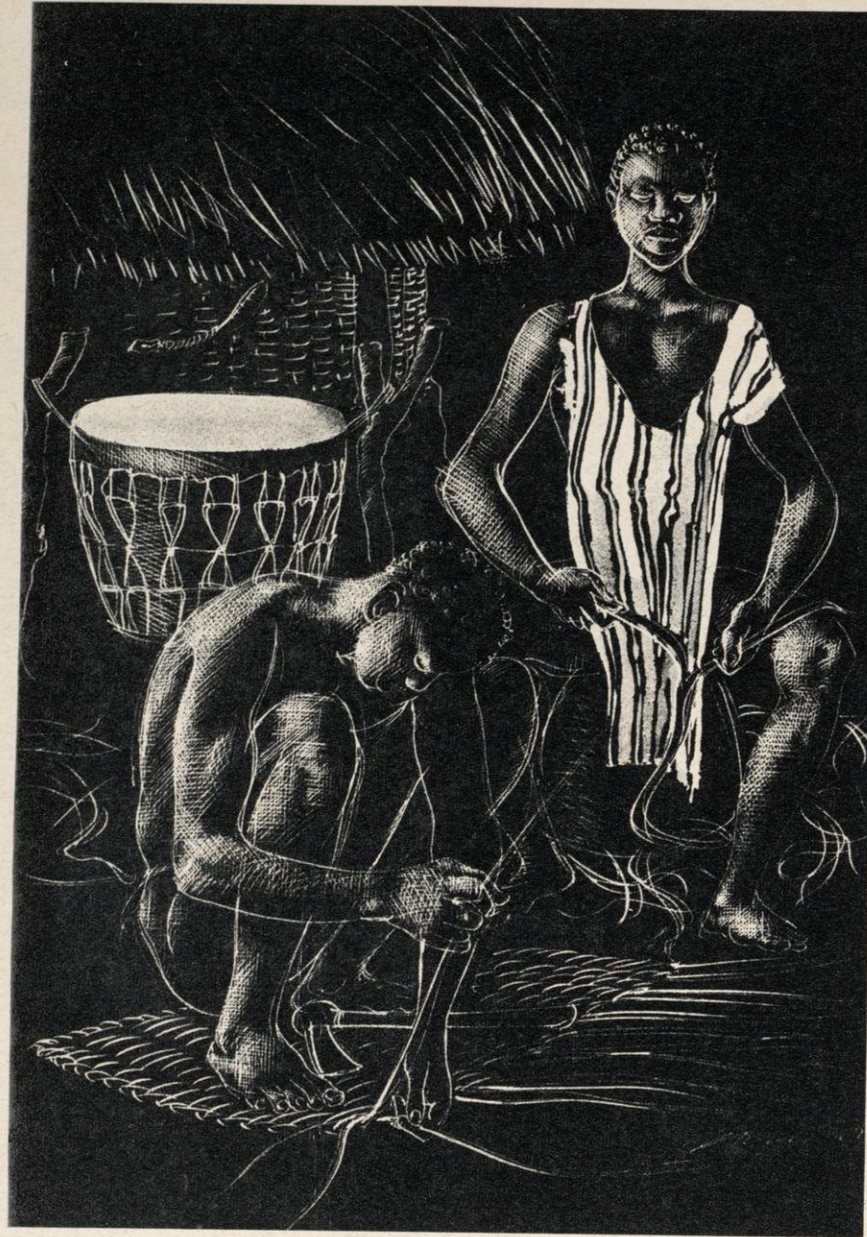
Ivos Konzert nicht hatte versäumen wol-
len. Ein Schüler und eine Schülerin Ivos
himmelten ihn auf eine fast kindliche
Weise an, und er wehrte sich halb ge-
schmeichelt, halb amüsiert. Das Mäd-
chen – ein sehr zartes und etwas blasses
Geschöpf – musterte Lydia zuweilen neid-
erfüllt und versuchte heldenmütig, trotz-
dem Ivos Aufmerksamkeit von Lydia ab
und auf sich zu lenken. Das Mädchen
brachte sie auf den Gedanken, ob wohl
noch andere Rivalinnen unter den An-
wesenden seien.

Fast ein wenig im Hintergrund saß eine
junge Frau – dunkelhaarig und -äugig wie
Lydia und Ivos frühere Frau; Lydia fand
die Weiße und zugleich Frische ihrer
Haut besonders anziehend; sie saß an-
mutig zurückgelehnt in ihrem Sessel und
wandte keinen Blick ihrer schönen Augen
von Ivo. Dieser schien das nicht zu mer-
ken, oder doch? Lydia beobachtete ihn.
Er lachte vergnügt und freute sich, in-
mitten von Freunden zu sein. Mit jedem
sprach er, und für jeden wußte er etwas
Nettes zu sagen. Als er sich auch an die
junge Frau wenden wollte, wurde er fast
ein wenig ärgerlich – so schien es Lydia
jedenfalls – über deren offenen, beinahe
feindlichen Blick. Er setzte sich auf sei-
nem Stuhl zurück und legte für einen
kurzen Augenblick seinen Arm um Ly-
dias Schulter. Das geschah so schnell
und beiläufig, daß es sicher kaum jemand
bemerkt hatte. Die junge Frau senkte den
Kopf, und als sie wieder aufblickte, war
sie freundlich und gleichgültig, aber
Lydia sah eine flüchtige Röte in ihrem
Gesicht.

Plötzlich spürte sie selbst, daß sie sich
entscheiden mußte. Alle hier waren der
Überzeugung, daß sie von heute an mit
Ivo zusammenbleiben würde. Wollte sie
das eigentlich? Sie dachte daran, wie
wunderbar er mit seinem Cello umge-
gangen war und daß sie, als sich ihr
dieser Vergleich aufdrängte, sicher war,
daß er seine Geliebte nicht weniger ein-
fühlend behandeln würde. Aber jetzt, in
diesem Augenblick, erreichte sie der
Mißton, mit dem er sein Spiel beendet
hatte, und sie zögerte. Was konnte sie
davor bewahren, daß ein solcher Mißton
am Ende ihrer Liebe stehen würde?
Nichts, das war sicher, und sicher war
auch, daß keine Liebe vor einem schrillen
Ende gefeit war. „Die Liebe ist ein krea-
tiver Akt“, würde Ivo vielleicht sagen.
„Sie schafft eine neue Welt, in die man
sich ganz versenken, die man ganz in
sich aufnehmen muß.“ Wieder erreichte
sie über diesen Worten, die sie nur in
ihrem Inneren gehört hatte, der Mißton,
und er begann, ihre Freude langsam zu
übertönen. Noch einmal dachte sie: Es
ist doch keine Liebe sicher vor einem
solchen Ende. Nein, dachte sie, schon
resignierend, weiter, aber man soll es
nicht vorher wissen, daß es so kommen
wird.

Sie wandte sich zu Ivo. Traurig sagte sie:
„Ich möchte gehen, aber bitte, ich möchte
allein gehen. Ich will nicht, daß Sie diese
fröhliche Runde meinewegen zerreißen.“
Er war erstaunt, enttäuscht. „Warum“,
fragte er, „warum bleiben Sie nicht. Ist
Ihnen nicht gut?“ – „Mir ist nichts“, sagte
sie bittend. „Dringen Sie nicht in mich
und machen Sie kein Aufhebens davon.“
Sie reichte ihm die Hand, nickte allen
Anwesenden freundlich zu und stand
auf. Ivo brachte sie zum Ausgang. „War-
um“, fragte er noch einmal, „warum die-
ser – dieser Mißton?“ Das unglückliche
Wort schwebte zwischen ihnen. Lydia
senkte den Kopf. „Ich fürchte mich“,
sagte sie leise. Er nickte nur traurig und
wandte sich wieder seinen Freunden zu.





Schülergenossenschaften in Senegal

Von Robert Mathias

Lieber Freund, wenn Du wüßtest, wie nützlich eine Genossenschaft sein kann, dann würdest Du in Deiner Schule eine gründen. Wenn zum Beispiel ein Junge in der Klasse krank wird, tritt die Genossenschaft gleich in Aktion und kauft Medizin für ihn oder bestellt einen Wagen und läßt ihn ins Krankenhaus bringen...

„Die Genossenschaft kann Dir auch Lese-, Rechen- und Erdkundebücher besorgen und außerdem Federn und Kreide, falls die Schule keine Lehrmittel mehr vorrätig hat. Eines Tages sollten wir eine Schulaufgabe schreiben, und ich hatte keine Feder. Da lieh mir die Genossenschaft fünf Franken, damit ich mir eine kaufen konnte. Ohne ihre Hilfe hätte ich die Prüfungsarbeit versäumt... Dank der Genossenschaft gibt es bei uns keine Unterschiede mehr zwischen armen und reichen Schülern. Jeder hat die gleichen Chancen.“

Jeden Sonntag und Donnerstag (in Senegal ein schulfreier Tag) gehen wir in den Wald, um Mahagoni-Nüsse zu sammeln. Die verkaufen wir an die Forstverwaltung... Außerdem suche ich mir oft Zweige, aus denen ich Körbe, Stühle und Tische flechte. Die Genossenschaft vermittelt massenhaft Aufträge für solche strohgeflochtenen Sachen...“

So schreibt ein Schuljunge aus Senegal. Er wohnt in Tivaouane, einer kleinen Stadt östlich von Dakar. Seinen Brief richtete er an einen Freund, dem er die Vorteile seiner Schülergenossenschaft erklären wollte. Diese Bewegung, die 1962 in Senegal ihren Anfang nahm, hat in den ver-

gangenen drei Jahren beachtliche Ausmaße erreicht und darf heute als das größte derartige Unternehmen in Afrika bezeichnet werden. Die jungen Genossenschaftler Senegals wurden von der Internationalen Genossenschaftlichen Vereinigung mit besonderer Anerkennung ausgezeichnet, und bei der internationalen Ausstellung von Schülerarbeiten, die 1964 in Perpignan (Frankreich) stattfand, wurden ihre Leistungen gewürdigt.

Die Tätigkeit der Schülergenossenschaften Senegals hat den Rahmen der Schule längst gesprengt. Diese Genossenschaften sind in Wahrheit eine Schule der Demokratie und tragen nicht unwesentlich zur Wirtschaftsentwicklung des Landes bei.

Bei ihren Versammlungen und in ihren Ausschüssen, in denen Kasten-, Stammeszugehörigkeit oder soziales Herkommen keine Rolle spielen, lernen die Schüler, wie eine Demokratie funktioniert, wie man ein Budget verteilt und verwaltet, wie man Verantwortung trägt. Auf diese Weise bereiten sie sich auf ihre Aufgaben als Staatsbürger vor.

So beschreibt z. B. der Schüler Abdoulaye Senghor aus Foundiougne (einer Stadt etwa 100 km südlich von Dakar) eine lebhaft diskutierte Diskussion bei einer Versammlung seiner Schülergenossenschaft.

„Zwei Monate nach der Wahl des neuen Ausschusses, zu dessen Sekretär ich bestellt wurde, machten uns einige Jungen aus dem Sportausschuß Schwierigkeiten. Sie verbreiteten das Gerücht, daß die Wahl nicht fair gewesen sei und daß man mir dieses Amt als Sekretär nur zu-



Die Zeichnungen zu unserem Bericht aus Senegal sind von dem Schweizer Maler Hans Erni. Wir entnahmen sie dem bei der Büchergilde Gutenberg erschienenen Roman „Des Himmels Anteil“ von Paul Pilotaz



gesprochen habe, weil ich Klassenbesten sei und nicht, weil die Genossenschaftsmitglieder zu mir Vertrauen hätten. Das ging mir sehr zu Herzen. Ich drang darauf, daß eine weitere Versammlung einberufen wurde.

Bei dieser Versammlung aber interessierten sich die Unzufriedenen überhaupt nicht für den Fortgang der Verhandlungen, sondern schwatzten und trieben Unsinn. So rief ich sie zur Ordnung und sagte: „Wenn die unzufriedenen Mitglieder wirklich etwas für das Gedeihen der Genossenschaft übrig haben, werden sie stillsitzen und aufmerksam sein.“ Das schien sie zu beeindrucken. Boubacar, der Anführer der Gruppe, hob die Hand und sagte: „Ich bin nicht gegen den gesamten Ausschuß, aber ich glaube, daß der Vorsitzende nicht für sein Amt geeignet ist.“ Es gab einige Zustimmung, doch dann erhob sich ein Mitglied und sagte, daß Boubacar zwar mit Kritik schnell bei der Hand sei, nicht aber bereit sei, selbst etwas für die Sache zu tun. Auf diese Bemerkung hin gab es noch mehr Applaus. Es schloß sich eine Diskussion an, die zu keinem greifbaren Ergebnis zu führen schien. Da forderte ich die Versammlung auf, neue Namensvorschläge für die Ausschußmitglieder zu machen.

Drei Schüler erhielten die meisten Stimmen, und wir wollten gerade die Namen des Vorsitzenden, des Sekretärs und des Schatzmeisters verlesen, als unser Lehrer hereinkam. „Ich sehe mit Freude“, sagte er, „daß ihr imstande seid, eure Angelegenheiten selbst zu regeln und euch wie

mündige Bürger zu benehmen. Aber ich glaube doch, daß man dem ersten Ausschuß für seine Bemühungen danken sollte, und mein Vorschlag wäre, daß man seinen Vorstand als stellvertretenden Vorsitzenden, stellvertretenden Sekretär und Schatzmeister kooptieren sollte.“ Der Vorschlag wurde sofort angenommen, und alles klatschte Beifall. Dann gingen wir zum nächsten Punkt der Tagesordnung über.“

Ein großer nationaler Wettbewerb

Die Genossenschaften geben den Schülern auch landwirtschaftlichen Unterricht. In einem Land wie Senegal, wo die Führer der Nation darauf bedacht sind, die Wirtschaft des Landes durch die Steigerung der Enterträge und den Anbau neuer Feldfrüchte zu fördern, ist der Schulgarten häufig der einzige Platz im Dorf, wo die Bevölkerung seltenes Frischgemüse zu sehen bekommt, wie z. B. Tomaten, Möhren, Rettiche und Endiviensalat, und wo die rationelle Nutzung von Düngemitteln oder eine vernünftige Vorratshaltung vorgeführt wird. Diese Gärten sind nicht nur anregend für die Bauern des Dorfes; sie liefern auch Lebensmittel für die Schulkantine und finanzieren durch den Verkauf ihrer Produkte mancherlei schulische und außerschulische Unternehmungen der Jugend.

Die Regierung Senegals ist sich des Wertes und Einflusses der Schülergenossenschaft wohl bewußt. Um ihre Leistungen auch im Hinterland bekanntzumachen, hat das Landwirtschaftsmini-

sterium in den vergangenen drei Jahren zusammen mit dem Ministerium für Erziehung und technische Ausbildung einen Wettbewerb veranstaltet, an dem sich alle Genossenschaften der Volksschulen, Berufsschulen und Landwirtschaftsschulen Senegals beteiligten.

Unter den 308 Konkurrenten aus 275 Schulen, die bei den Jahresauscheidungen in die engere Wahl kamen, fiel der Preis auf vier Gewinner, zwei Schüler und zwei Lehrer, die sich als die besten Genossenschaftsleiter ausgezeichnet hatten. Der Preis für die beste Gesamtleistung wurde der Schülergenossenschaft in Djilor zusammen mit dem Verband der Schülergenossenschaften von Foundiougne zuerkannt. Sie hatten, neben vielen anderen Aktivitäten, den Erlös aus Vorstellungen des Schülertheaters dazu benutzt, Saatgut und ein Filmvorführgerät zu kaufen.

Vier Preisträger reisten nach Europa

Die Mitglieder des Genossenschaftskomitees von Foundiougne wurden nach Dakar eingeladen und von Staatspräsident Leopold Senghor sowie der Nationalversammlung empfangen. Die gleiche Ehre widerfuhr den vier Einzelpreisträgern, die von Genossenschaftsgruppen in Frankreich und in der Schweiz eingeladen wurden, diesen Sommer sechs Wochen in Europa zu verbringen.

Gagnesiry Seye, eine 14jährige Schülerin aus dem Dorf Thilmaka, Issa Diouf, ein Lehrer aus der Schule N'Doucoumane, Alioune Fall, 13, ein Schüler aus Tivaouane und der Lehrer Ousmane Diagne betrachteten ihren Europaaufenthalt nicht als Luxusurlaub. Sie krepelten die Ärmel hoch und arbeiteten Seite an Seite mit anderen Jugendlichen am Bau eines internationalen Lehrlingszentrums in Bonnet (Frankreich).

Nach zweiwöchigem Lagerleben kamen sie nach Paris, um sich einige Sehenswürdigkeiten anzuschauen. Sie wurden im UNESCO-Haus empfangen und von Rundfunkreportern interviewt. Dabei erzählte Alioune Fall: „Zu Hause stehe ich um 6 Uhr auf, um den Genossenschaftsgarten zu gießen, bevor ich in die Schule gehe. Meinem Vater war das anfangs nicht recht. Er meinte, ich könnte auf der Straße bösen Geistern begegnen. Die Lehrer mußten lange mit ihm reden, um ihn zu überzeugen, daß es keine Geister mehr gibt.“ Gagnesiry Seye berichtete, daß sie jeden Donnerstag und Sonntag Erdnüsse gepflückt hat. Von dem Erlös konnte sich die Schülergenossenschaft Geräte für den Schulgarten kaufen.

Was will die Genossenschaft

Während diese Jugendlichen, wie die Mitglieder von Schülergenossenschaften in anderen Ländern der Welt, einen Teil ihrer Einkünfte dazu benutzen, landwirtschaftliche Geräte, Lehrmittel und sogar Baumaterial zu kaufen, um das unzureichende staatliche Budget für den Schulbau aufzufüllen, vergessen sie nie, daß der Geist der Genossenschaft nicht auf die Schulen beschränkt sein sollte.

Viele Genossenschaften haben, wie der mit einem Preis ausgezeichnete Lehrer Ousmane Diagne uns erklärte, beispielsweise Geld aus ihren Fonds für die Leprebekämpfung oder für die Aktion „Brot für die Welt“ zur Verfügung gestellt. „Aber die Genossenschaft in Foundiougne tut sogar etwas noch Ungewöhnlicheres“, sagte er. „Wohl zum erstenmal zahlen die Kinder für die nachgeholte Schulbildung ihrer Eltern. Wir haben in Foundiougne nämlich aus den Mitteln der Schülergenossenschaft einen Lehrer angestellt, der erwachsene Analphabeten unterrichtet. Er wird die Bauern in einem abgelegenen Dorf, in dem es keine Schule gibt, Lesen und Schreiben lehren.“ (UNESCO)



Tagungsraum, Unterkunft und Verpflegung stellte die IG Metall den jungen Schriftstellern zur Verfügung

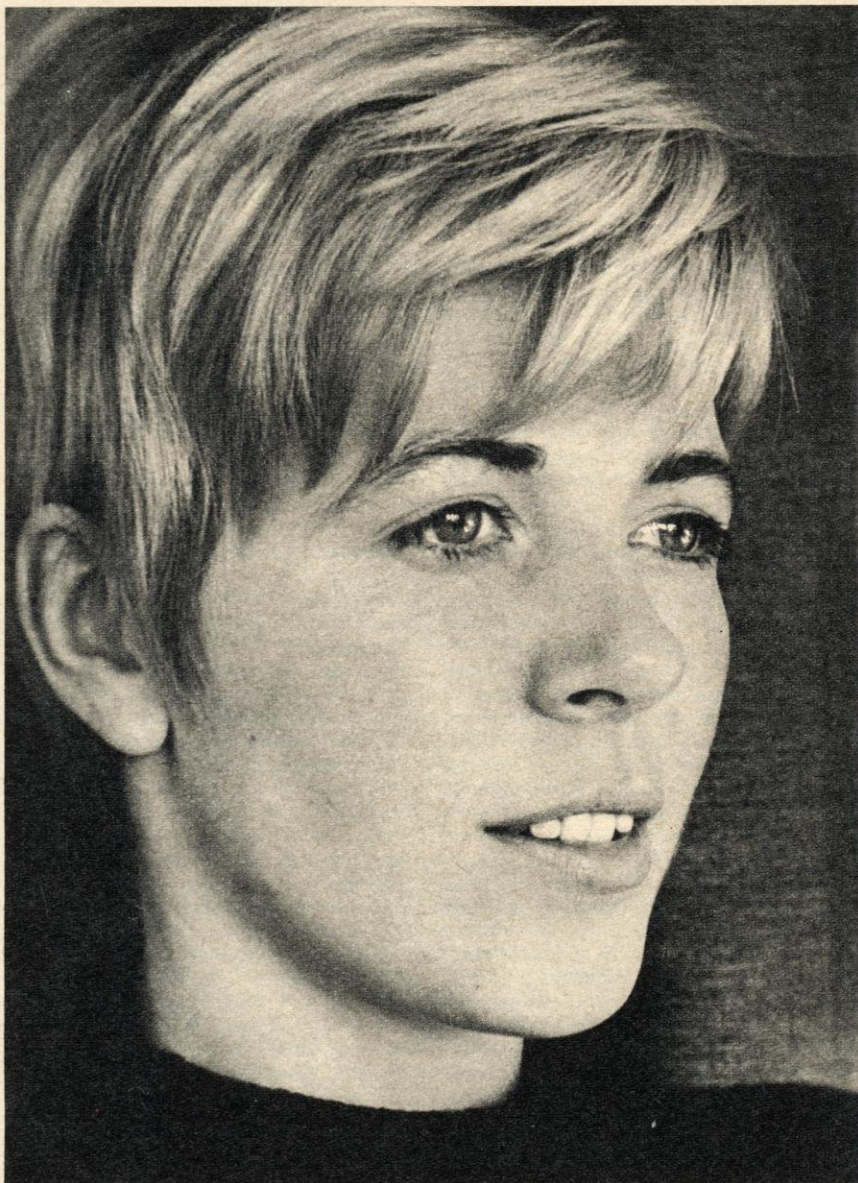


Wolfgang Beutin



Karl Doering

Hannelies Taschau



Krause

Junge Autoren am Main

Werkstattgespräch in der Schule der IG Metall

Zum zweiten Male hat nun Dieter Schmidt, der junge Journalist aus Düsseldorf und Freund vieler Schriftsteller, rund 20 junge Autoren aus Westdeutschland zu einer literarischen Tagung zusammengerufen, zu einem Werkstattgespräch nach dem Muster der Gruppe 47. Der Vergleich mit der Schriftstellergruppe um Hans Werner Richter bietet sich an, weil es für das literarische Werkstattgespräch vermutlich keine bessere Methode gibt als die dort entwickelte und erprobte des Vorlesens und Kritisierens. Die Gruppe um Dieter Schmidt darf aber deshalb noch nicht als eine Nachahmung bewertet werden; er selbst und seine Autoren beabsichtigen keineswegs, den renommierten 47ern Konkurrenz zu bieten. Ihre Eigenart und zugleich Notwendigkeit besteht vielmehr darin, daß sie ausschließlich junge, verhältnismäßig wenig bekannte literarische Begabungen in sich vereinigt. Die Auswahl traf für die Zusammenkunft in Lohr, wie schon im vergangenen Jahr für die Tagung in Oberursel, Dieter Schmidt auf Vorschlag seiner Freunde und Bekannten. So war gewiß nicht ein repräsentativer Querschnitt durch die junge Generation westdeutscher Autoren zustande gekommen, eher – und wiederum vergleichbar mit der Gruppe 47 – ein locker

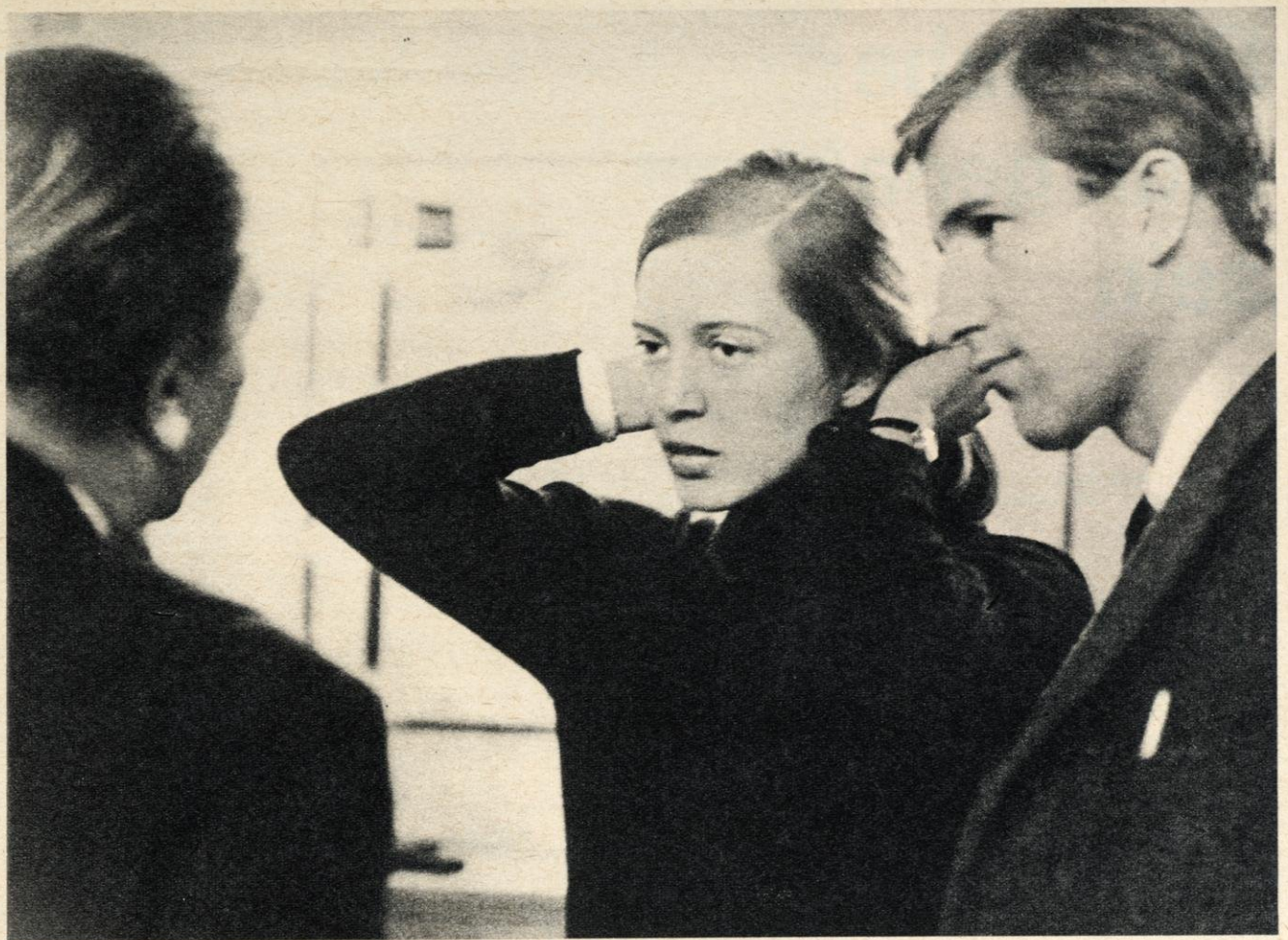
verbundener Freundes- oder Bekanntheitskreis.

Aus Hamburg kamen sie und aus Düsseldorf, aus München und aus Köln, dem Ruhrgebiet und von der Saale bis zum winterrlichen Lohr am Main, wo sie zum ersten Mal als Gäste in der Schule der IG Metall waren. Lyriker und Prosaisten, Aphoristiker und Übersetzer, Kritiker, Lektoren und auch Tagesschreiber.

Kurzhaarige freie Schriftsteller in modischen Anzügen und langhaarige Studenten mit modischer Nonchalance, Frauen mit natürlicher Blässe und anderen mit getuschten Wimpern. Alle waren in der literarischen Kunst, die bislang in Anthologien veröffentlicht haben, auf dem Weg zu einem ersten, oder zweiten, vielleicht sogar ein drittes Buch vorlegen konnten. Junge Autoren zwischen 20 und höchstens 30 Jahren (die Verirrten des Jahrgangs 21 nicht rechnet), die noch nicht avanciert waren. Sie kamen nach Lohr, weil sie Kontakt und Gespräche mit anderen Schriftstellern wünschten, oder weil sie eine Bestätigung ihrer frischen literarischen Existenz brauchten, weil sie von der literarischen Welt zu lernen hofften, weil sie einfach auf der Suche nach einem geeigneten Verleger waren.

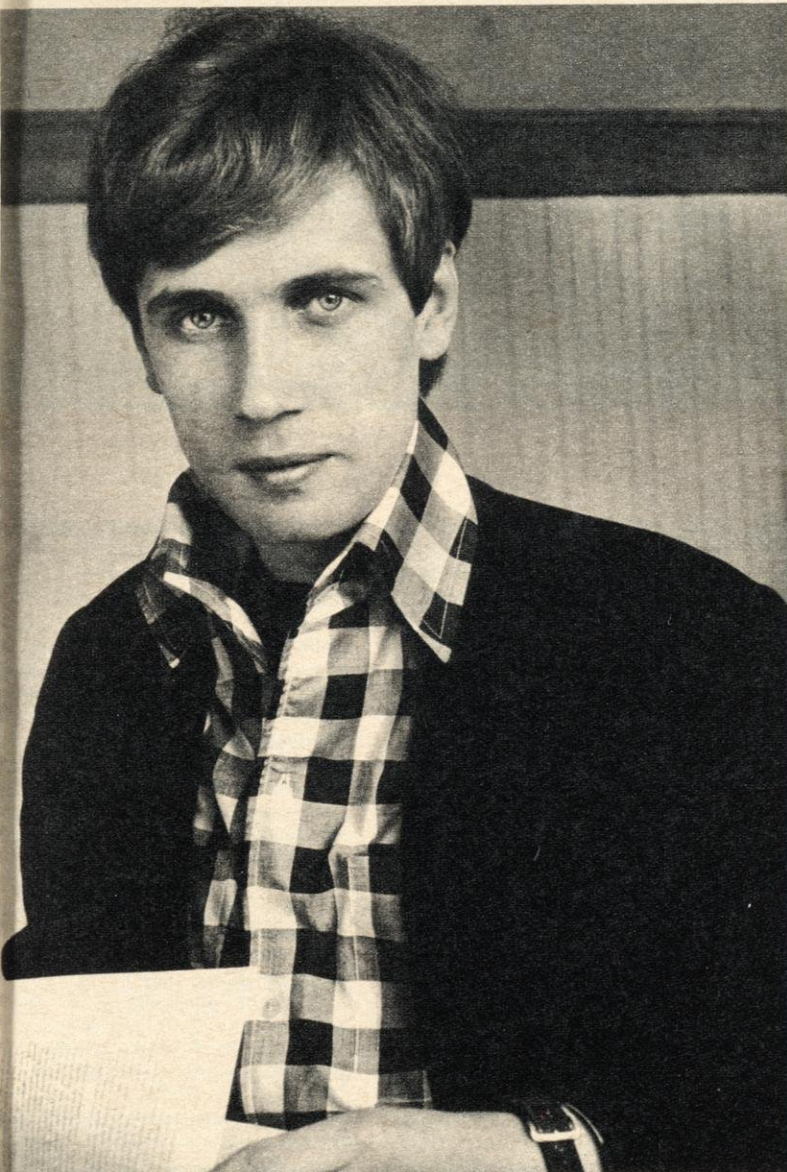


ard Doerdelmann



Katrine von Hutten und Anfrid Astel im Gespräch mit Paul Schallück

Krause



Die Zahl der schreibenden jungen Leute in Westdeutschland ist erstaunlich groß. Daß es unter ihnen aber auch bemerkenswert viele Begabungen gibt, hat diese Zusammenkunft in Lohr erneut bewiesen.

Da las beispielsweise die noch sehr junge Katrine von Hutten Gedichte, die durch die Einfachheit der Sprache auffielen; alltägliche Vorgänge verdichten sich zu Bildern, die bei einer überraschenden sprachlichen Wendung durchsichtig werden und in neuen Zusammenhängen aufleuchten. Anfrid Astel, Herausgeber der „Lyrischen Hefte“ und sicherlich kein Debütant mehr, las epigrammatische Gedichte, die sich auszeichneten durch gedankliche Schärfe und Witz, durch eindringliche Überlegungen und allgemeine Erfahrungen, die zu blitzenden Aphorismen gerinnen. Ulrich Krauses Prosa verblüffte durch das ethymologische und analytische, phantasievolle und entlarvende Spiel mit Wörtern und Worten, mit Phrasen, Klischees und Zitaten; freilich entgeht er nicht immer der Gefahr des Kalauers; vielleicht hat er den Gegenstand, den Stoff noch nicht gefunden, der seinen Möglichkeiten angemessen ist und sie bindet.

Ähnliches gilt für Theodor Weissenborn, er hat bereits einen Roman und einen Geschichtenband veröffentlicht. Seine Geschichte eines schizophränen Mädchens war durchsetzt, wenn nicht überladen mit oft geschickt gesetzten Zitaten verschiedener, meist christlich-liturgischer Herkunft; eine Krankengeschichte, zu einer literarischen Story verarbeitet, gelangt selten über die Bedeutsamkeit des klinischen Falles hinaus; und das stilistische Mittel des Zitierens verführt leicht zur Artistik, die das Kunstgewerbliche streift; Weissenborn ist dem nicht überall entgangen. Wolfgang Beutin, der in Hamburg die hektographierte Zeitschrift LYNX, Stellungnahmen herausgibt und zum Kreis um Kurt Hiller gehört, hatte zu Recht Erfolg mit seinen logisch

sezierenden Aphorismen, die oft von der Sprache her zeitkritisch sein wollen und es im besten Sinne auch sind.

Zu erwähnen sind ferner Hans Jürgen Fröhlich, der zwei recht unterschiedliche Kapitel eines neuen Romans vorstellte; Hannelies Taschau mit zwei Gedichten und einer unterkühlten Geschichte; Hans Wollschläger mit einer exzellenten Buchkritik, einem literarischen Pamphlet; und Bernhard Doerdelmann mit politisch engagierten Zeilen, die er selber Zeitgedichte nennt.

Die Kritik der Autoren an ihren Kollegen war sachlich, ungetrübt durch Freundschaft oder Bekanntschaft, und wo es am Platze war, auch scharf oder gar unerbittlich. Zwei der vorgelesenen Stücke, zwei Romankapitel, fanden sie unentschuldig schlecht, vor allem in Sprachkonventionen erstarrt, und sie sagten es auch. Allerdings hatte die Kritik ein höheres Niveau als die meisten der vorgelesenen Texte. Und diese sonderbare Tatsache erklärt vielleicht die Beobachtung, daß die jungen Autoren in Lohr erstaunlich gut wissen, wie eine Geschichte erzählt, wie ein Gedicht geschrieben werden sollte. Das Erlernbare des literarischen Handwerks haben sie gelernt, sichtbar in ihren Arbeiten. Aber nicht immer wissen sie, was sie damit anfangen sollen. Dieses Phänomen läßt sich auch andernorts beobachten, auch in der Gruppe 47, es legt die Erkenntnis nahe, daß Theorie und Praxis auch in der Literatur zwei verschiedene Dinge sind, aber auch den Verdacht, einige junge Autoren könnten früher zu schreiben als bewußt zu leben begonnen haben.

Paul Schallück

Fotos: Resi Schmidt-Langner

Die Taube muß gepanzert sein

Gedanken und Anmerkungen zum 10jährigen Bestehen der „Nationalen Volksarmee“ – Von Christian Götz

Vom Frieden träumen bringt nichts ein, wer schützt den jungen Staat? / Die Taube muß gepanzert sein, darum bin ich Soldat.“ So lautet bezeichnenderweise ein Vers im Lied des Volksarmisten. Seine Armee, die „Nationale Volksarmee“, bestand am 18. Januar 1966 genau 10 Jahre. Gerade wenn wir uns bewußt sind, welche Bedeutung alle Rüstungsfragen in Gesamtdeutschland für die Wiedervereinigung haben, sollte dieses Datum ein Anlaß sein, uns mit der Militärpolitik und der heutigen militärischen Präsenz des Ulbricht-Regimes auseinanderzusetzen.

Die Militarisierung der SBZ begann schon 1948

Am 9. 5. 1951 erklärte Walter Ulbricht in einer Rede vor der „Volkskammer“: „Wozu brauchen wir in Deutschland ein Heer, wo wir unsere ganze Kraft benötigen, um unsere deutsche Heimat wieder aufzubauen, und wo es in Europa niemanden gibt, der die Absicht hat, die Beziehungen mit einem friedliebenden Deutschland zu stören?“ Er sagte offensichtlich die Unwahrheit und verschwie, daß es zu diesem Zeitpunkt in der SBZ bereits eine Armee von rund 65000 Mann gab. Die Sowjets hatten schon seit Juli 1948 militärische Einheiten, die sog. „Kasernierte Volkspolizei“ (bis Oktober 1952 „Bereitschaften“, bzw. „Volkspolizei-Dienststellen“ genannt), aufbauen lassen. Diese Tarnbezeichnungen für die Armee des SED-Regimes wurden am 18. Januar 1956 fallengelassen. Die „Kasernierte Volkspolizei“ wurde in „Nationale Volksarmee“ umbenannt. Gleichzeitig wurde die Bildung eines „Ministeriums für Nationale Verteidigung“ bekannt gegeben. Bei der Übernahme hatte die „Kasernierte Volkspolizei“ eine Personalstärke von rund 110000 Mann. **Diese Zahl an Soldaten stand in der SBZ also bereits unter Waffen, als Anfang 1956 in der Bundesrepublik die ersten 1000 Soldaten einrückten.**

Es gab ganz gewiß gewichtige Gründe, die gegen eine Remilitarisierung der Bundesrepublik sprachen. Sie wurden in den großen wehrpolitischen Debatten im Deutschen Bundestag durch die Opposition vorgetragen. Dieser kurze geschichtliche Abriss verdeutlicht aber, wie unglaublich und politisch haltlos die Polemik der Kommunisten gegen die Wehrbeschlüsse des Bundestages und den Aufbau der Bundeswehr war.

Militarismus in der SBZ

In den vergangenen 10 Jahren hat im unfreien Teil Deutschlands eine Militarisierung großen Ausmaßes stattgefunden. Die „Nationale Volksarmee“ hat inzwischen eine Stärke von 210000 Mann erreicht. Daneben gibt es als militärisch ausgebildete Verbände die Grenzpolizeihelfer, die Bereitschaftspolizei, die Transportpolizei und das Wachregiment des „Ministeriums für Sicherheit“, mit zusammen ca. 40000 Mann.

Von ganz besonderer Bedeutung sind – nicht nur wegen ihrer Größenordnung von ca. 320000 Mann – die „Kampfgrup-

pen der SED“. Es handelt sich dabei um militärähnliche Verbände der SED in Betrieben, Landwirtschaftlichen Produktionsgenossenschaften, Behörden, Schulen usw. SED-Mitglieder und zuverlässige Parteiose im Alter von 25-60 Jahren werden durch die örtlichen Parteileitungen dienstverpflichtet. Wöchentlich sind – zusätzlich zur Arbeitszeit – 4 Stunden militärischer Dienst zu leisten. Die Kampfgruppen stellen heute eine mit automatischen Waffen, Granatwerfern, Geschützen und Panzerwagen ausgerüstete Miliz dar. Sie haben den Wert einer Truppe der territorialen Verteidigung und ergänzen somit die „Nationale Volksarmee“. Die Eidesformel, in der es u. a. heißt: „Ich bin bereit, als Kämpfer der Arbeiterklasse die Weisungen der Partei zu erfüllen“, verdeutlicht, daß die Kampfgruppen in ganz besonderem Maße der SED verpflichtet sind. Sie können für diese in Krisensituationen ein einsatzfähiges Instrument zur Niederschlagung von Streiks und Demonstrationen darstellen. Da zur Zeit (leider) nicht aktuell, sei nur am Rande vermerkt, daß die Kampftruppen u. a. auch eine kampfbereite Reserve bilden können, wenn die regulären Armeen im Zuge allgemeiner, internationaler Abrüstungsvereinbarungen reduziert oder gar aufgelöst werden sollten.

Besonders muß unterstrichen werden, daß – wenn man von der jeweiligen Bevölkerungszahl ausgeht – der prozentuale Anteil von Waffenträgern in der SBZ wesentlich höher ist als in der Bundesrepublik.

Mißbrauch der Jugend durch „sozialistische Wehrerziehung“

Um eine Militarisierung in der SBZ in diesem Umfang durchführen zu können, war die SED insbesondere auf die Jugend angewiesen. Schon auf dem IV. Parlament der FDJ, das Anfang Mai 1952 in Leipzig tagte, forderte Walter Ulbricht deshalb: „Ich wünsche, daß möglichst viele Jugendliche das Abzeichen „Für Gutes Wissen“ erwerben mögen; aber ich spreche auch den Wunsch aus, daß aus der FDJ möglichst viele Jugendliche hervorgehen, die die Auszeichnung als tüchtige Scharfschützen erhalten werden.“ In demselben Jahr wurde im August auf dem ersten zentralen Treffen der Kinderorganisation „Thälmann-Pioniere“ ein Sportabzeichen „Bereit zum Lernen und zur Verteidigung der Heimat“ gestiftet. Wenige Zeit später wurde der FDJ für ihren Einsatz bei der Werbung von Jugendlichen zur damaligen „Kasernierten Volkspolizei“ von Ulbricht der „Vaterländische Verdienstorden in Gold“ verliehen. Die Satzungen der SED, der FDJ und sogar des FDGB enthalten Bestimmungen, in denen der Waffendienst als „Ehrendienst“ bezeichnet und den Mitgliedern zur Pflicht gemacht wird. Um die geschilderten Vorgänge in ihrer ganzen Tragweite zu begreifen, muß man sie einmal für einen kurzen Augenblick theoretisch auf die Verhältnisse in der Bundesrepublik transponieren. Man stelle sich z. B. nur einmal vor, im Jahre 1952 (!) hätte der Bundeskanzler die Jugend-

lichen in unserem Lande ganz offen aufgefordert, sich zu guten Scharfschützen auszubilden; der Bundespräsident hätte einem großen Jugendverband das Bundesverdienstkreuz für die Werbung von Jugendlichen zur Bundeswehr verliehen; oder die Satzung des DGB enthielte eine Bestimmung, in der es den Organisierten zur Pflicht gemacht wird, die Bundesrepublik zu verteidigen und Wehrdienst zu leisten. Erst so wird ganz klar, in welchem Teil Deutschlands unbestritten von „Militarisierung“ die Rede sein muß. (Und welche Hetz- und Propagandatiraden hätten ähnliche Vorgänge bei uns durch das Ulbricht-Regime ausgelöst.)

Die vormilitärische Erziehung von Jugendlichen beiderlei Geschlechts ist in der SBZ in erster Linie eine Aufgabe der bereits im August 1952 gegründeten „Gesellschaft für Sport und Technik“, die heute dem „Ministerium für Nationale Verteidigung“ untersteht. Nach § 1 ihres neuen Statuts vom 11. April 1964 ist sie „eine Massenorganisation der Werktätigen... unter Führung der SED... Sie sieht in der sozialistischen Wehr-

erziehung der Werktätigen und vor allem der Jugend ihre Hauptaufgabe. Sie unterstützt durch ihre Tätigkeit die Vorbereitung der Jugend auf den Ehrendienst der NVA.“ Pflicht aller Mitglieder ist Teilnahme an den sog. „allgemeinen Lehrstunden“, zu denen Schießausgänge, Geländedienst und Politische Lehrgänge gehören. Erst nach Absolvierung mindestens 80 dieser Lehrstunden dürfen Jugendliche sich einer der sportlichen oder technischen Sektionen anschließen. Die Gesellschaft hat ca. 400 Mitglieder. Ihre Arbeit wirkt sich aus Presseberichten aus der Zone kenntlich machen, daß Ende 1964 60 der einberufenen Wehrpflichtigen militärisch ausgebildet waren. Nach offiziellen Ostberliner Angaben haben allein im Jahre 1964 in der SBZ 26 Kinder und Jugendliche im Alter zwischen 10 und 18 Jahren das Sportabzeichen „Bereit zur Arbeit und zur Verteidigung der Heimat“ erworben.

Die allgemeine Wehrpflicht wurde der SBZ erst am 24. 1. 1962 eingeführt, also nach Errichtung der Mauer. Das

Zufall. Neben anderen Gründen beachtete das SED-Regime nämlich, daß der Flucht von Jugendlichen im wehrfähigen Alter durch die offene Förderung der Wehrpflicht vor diesen totalen Sperrmaßnahmen noch wesentlich zugenommen hätte. Bis zu diesem Zeitpunkt ergänzten sich die bewaffneten Lehrgänge durch Werbungen, die formal willig waren. Die Massenorganisationen, die – wie bereits betont – den Wehrdienst als Pflicht ihrer Mitglieder im Statuten aufgeführt haben, erhielten z. B. durch die SED den Auftrag, ein bestimmtes Kontingent an „Freiwilligen“ zu stellen. Diesem Auftrag konnten sie fast nur nachkommen, indem sie auf jungen Mitglieder Druckmaßnahmen verschiedenster Art ausübten.

Wehrdienstverweigerung aus Gewissensgründen gibt es nicht

Verfassung und das Wehrpflichtgesetz der SBZ kennen keine Wehrdienstverweigerung aus Gewissensgründen. Gleich die SED-Funktionäre die Jugendlichen in der Bundesrepublik immer der aufforderten und noch auffordern,

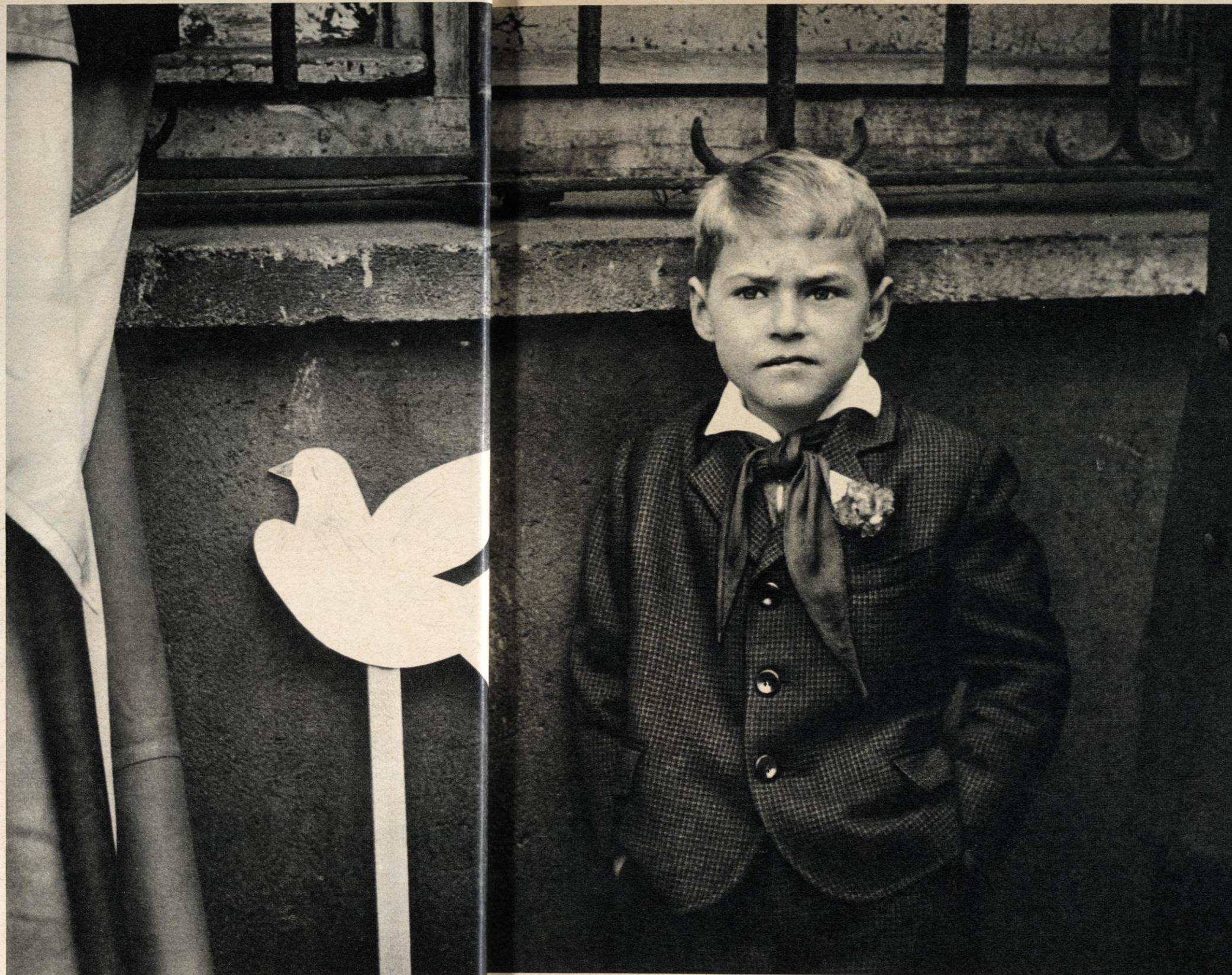


Foto: Kuhnt/Balkhausen

mein Leben zur Erringung des Sieges einzusetzen.“ Von besonderer Bedeutung an dieser Eidesformel ist, daß die „DDR“ als Vaterland bezeichnet wird. Zwar ist von der Sowjetunion und den sozialistischen Ländern die Rede; **dafür gibt es an keiner Stelle einen Bezug auf Gesamtdeutschland oder das Deutsche Volk.** Als Befehlsgeber kommt ausdrücklich nur eine „Arbeiter- und Bauernregierung“ in Frage.

Die Bundesrepublik als militärischer Gegner

Die programmatischen, politischen Erklärungen Ulbrichts und seiner Funktionäre passen zu dieser Eidesformel. Tragisch ist, daß nach ihrem Inhalt kriegerische Auseinandersetzungen mit der Bundesrepublik Deutschland offen einkalkuliert und daß die Soldaten deshalb entsprechend erzogen werden. So erklärte Ulbricht: „Unsere Soldaten müssen so erzogen werden, daß sie in einem Krieg zwischen der DDR und der Adenauer-Regierung nicht etwa einen Bruderkrieg sehen. Die Soldaten müssen wissen, daß jeder, der die Errungenschaften der DDR antastet, als Klassenfeind zu behandeln ist, **auch wenn es der eigene Vater, Bruder, Schwager oder sonst wer ist.**“ Deutlicher und brutaler geht es nicht. Entsprechend dieser „Logik“ wurde im vergangenen Jahr im Manöver „Oktobersturm“, das zusammen mit Soldaten anderer Länder des Warschauer Paktes auf dem Territorium der SBZ stattfand, auch ein Krieg mit der Bundesrepublik Deutschland „geübt“. Das „Neue Deutschland“ berichtete in großer Aufmachung, daß die „roten Verbände“ der SBZ die „blauen Verbände“ der Bundesrepublik – u. a. auch durch den Einsatz von Atomwaffen – völlig überrannt hätten.

Das SED-Regime hat mit seiner ständigen Hetze und Propaganda gegen die angeblich so „revanche- und kriegslüsternden Militaristen“ in der Bundesrepublik im Ausland, zum Teil auch im westlichen, nicht unerhebliche Erfolge erzielt. Um so notwendiger ist es, die Bürger unseres Landes und die Weltöffentlichkeit objektiv und hinreichend über die tatsächlichen Gegebenheiten sowie die gefährliche Militärpolitik und den riesigen Umfang der Militarisierung im anderen Teil Deutschlands zu informieren. Das kann unser sinnvoller Beitrag zu den Siegesparaden zum 10jährigen Bestehen der „Nationalen Volksarmee“ sein.

Im übrigen können wir zur Zeit nur das traurige Resümee ziehen, daß in der Nachkriegszeit in den beiden Teilen Deutschlands große Armeen aufgebaut worden sind. Sie gehören sich feindlich gegenüberstehenden Paktsystemen an und gewinnen für diese ständig an militärischer und politischer Bedeutung. Fast gleichmäßig nehmen die Chancen für eine baldige friedliche Wiedervereinigung ab.

(Also wäre eine Reduzierung beider Armeen eine Notwendigkeit, meint die Redaktion.)

bewaffneten Organe. Die SED und die FDJ bilden dort sogenannte „Grundeinheiten“ und „höhere Leitungen“, die die Mitglieder zur Pflichterfüllung anzuhalten und über die Einhaltung der Parteilinie zu wachen. In der „Nationalen Volksarmee“ steht neben jedem Kommandeur – bis abwärts zum Kompaniechef – ein sogenannter „Polit-Offizier“. Noch wesentlich wichtiger, als Kenntnisse über die Technik der politischen Schulung zu besitzen, ist es, über ihren Geist und ihre Zielsetzung informiert zu sein. Deshalb sollen dazu einige Anmerkungen an den Schluß dieser Arbeit gestellt werden. Zunächst sei kurz auf die Eidesformel der Soldaten hingewiesen. In ihr heißt es u. a.: „Ich schwöre, der DDR, meinem Vaterland, allzeit treu zu dienen und sie auf Befehl der Arbeiter- und Bauern-Regierung gegen jeden Feind zu schützen. Ich schwöre, an der Seite der Sowjet-Armeen und der mit uns verbündeten sozialistischen Länder als Soldat der NVA jederzeit bereit zu sein, den Sozialismus gegen alle Feinde zu verteidigen und

Geist und Zielsetzung der politischen Schulung

Selbstverständlich legt das Ulbricht-Regime entscheidenden Wert auf die politische Schulung der Angehörigen aller

Eine Frau und 480 Millionen Inder

Wer auf einem Tiger reitet, kann nicht absteigen." Mit diesem Sprichwort hat der erste Ministerpräsident Indiens, Nehru, einmal seine Situation umrissen. Jetzt bestieg seine einzige Tochter den Rücken des „Tigers“ Indien in der Absicht, ihn als erste Frau zu reiten: Indira Gandhi wurde als Nachfolgerin Ministerpräsident Shastris zur ersten Regierungschefin des 480-Millionen-Volkes der Inder und gegenwärtig einzigen Ministerpräsidentin der Welt gewählt.

Am 19. November 1917 in Allahabad geboren, hatte Indira (zu deutsch: „teurer Anblick“) viele Eigenschaften ihrer Eltern geerbt: die zum Geistigen neigende Lebenseinstellung, eine offene und mitreißende Art zu reden, Pflichtgefühl, ein heftiges Temperament und eine gewisse Reserviertheit.

Die 12jährige organisierte eine Kinderbewegung zur Unterstützung des gewaltlosen Ungehorsams und gründete die sogenannte „Affen-Brigade“, eine Kindergruppe, die Botengänge ausführte und bei Parteiversammlungen des Kongresses als Chor mitwirkte.

Von ihrem Vater sah Indira in ihrer Kindheit und Jugend wenig. Er saß die meiste



Indira Gandhi

Foto: Keystone

Zeit im Gefängnis. Auch Indira saß mehrmals in britisch-indischen Gefängnissen. Als 17jährige ging sie an die Universität Rabindranath Tagores nach Santiniketan. Später schickte Nehru seine Tochter zum Studium in die Schweiz und nach Oxford. Im Jahre 1942 heiratet sie den Rechtsanwalt Feroze Gandhi, einen jungen Parsen, der mit dem Mahatma nur zufällig den Namen gemeinsam hatte. Die beiden Söhne des Ehepaares, Rajiv und Sanjay, sind heute 21 und 19 Jahre alt und studieren in Großbritannien.

Während ihrer Ehe widmete sich Indira Gandhi vorwiegend sozialer Arbeit und überließ die politische Tätigkeit ihrem Mann, der Parlamentsabgeordneter der Kongreßpartei war. Erst nach dem Tode Feroze Gandhis im Jahre 1960 kehrte sie endgültig in die Politik zurück. Schon 1959 war sie zur Vorsitzenden der Kongreßpartei gewählt worden, der sie seit ihrem 21. Lebensjahr angehört. Es war eine Verlegenheitslösung, von der Nehru selbst nicht begeistert war. Öffentlich erklärte er, die Präsidentschaft seiner Tochter sei „kein gutes Beispiel“ für Indien. Nehru hatte keineswegs etwas gegen die politische Tätigkeit seiner eigenwilligen Tochter, aber: der Vater

als Regierungschef, die Tochter als Vorsitzende der Regierungspartei – schien ihm ein ungünstiges politisches Verhältnis zu sein. Zehn Monate später trat Indira Gandhi ohne Aufsehen vom Parteivorsitz zurück.

„Woher rühren die Einwände gegen Familie Nehru?“ hat ein Bekannter einmal Jawaharlal Nehru gefragt. Nahezu danklich antwortete Nehru: „Wir hören nicht so ganz dazu.“ Der Name Nehru war auch für Indira Gandhi immer ein Vorteil. Die Abneigung gegen eine „Nehru-Dynastie“ war einer der Gründe, warum sie nach dem Tode ihres Vaters als Bewerberin um die Nachfolge aus dem Rennen bald zugunsten Shastris ausschied. Sie wurde Informationsministerin in seinem Kabinett.

Indira Gandhi hat mit ihrer Wahl zur Ministerpräsidentin Indiens die vielleicht mächtigste Position errungen, der je eine politische Frau auserwählt wurde, denn noch nie hat eine Frau ein größeres und vielleicht mächtigeres Amt regiert als sie.

AP

Widerstand / Armut in Sardinien

„Widerstand gegen die Staatsgewalt“, Fischer-Bücherei, Band 669

Ein bemerkenswertes Taschenbuch stellte Fritz Bauer, Generalstaatsanwalt und Nonkonformist, zusammen. Die Auswahl seiner Texte über den Widerstand reicht vom Alten Testament zur Antike, ins Mittelalter bis in unsere Gegenwart. Während das angelsächsische Widerstandsdenkmal stets sehr ausgeprägt war, wie einst auch bei den Germanen, wird es in Deutschland eigentlich erst im „Sachsenspiegel“ ausführlich definiert. Luthers Wirken als Reformator begann als eindeutiger Widerstand gegen Rom. Doch die zweite Kirche verlor nach ihm sehr rasch den Elan ihres Gründers, obwohl der Gehorsam des Christen gegen die Obrigkeit kein absolutes sein sollte, denn der Gläubige sollte und soll noch Gott mehr gehorchen als den Menschen. Durch Kant und Hegel trat in Deutschland eine weitere Stagnation im Widerstandsdenkmal ein. Kants Ethik war von der Bereitschaft zur Unterordnung geprägt: „Das Volk hat nichts zu tun als zu gehorchen.“ Den zu Unrecht als tiefsten Denker seiner Zeit angesehenen Philosophen aus Königsberg nannte Troeltsch auf Grund seiner Schriften „ganz besonders diplomatisch und übervorsichtig“. Er war – um ein Schlagwort von heute zu gebrauchen – ein schäbiger Konformist! Der elende preußische Untertanengeist,

der bis zum 8. Mai 1945 Deutschland beherrschte, geht mit auf sein Schuldkonto zurück. Der Über-Preuße Treitschke war noch schlimmer als Kant: „Der Einzelne soll ein Glied seines Staates sein und die Irrtümer des Staates auf sich nehmen. Von dem Recht des Widerstandes der Untertanen gegen eine Obrigkeit, die nach ihrer Meinung unsittlich ist, kann gar keine Rede sein.“ Hier begann bereits der Weg nach Auschwitz.

Im schroffen Gegensatz zu den deutschen verbeamteten Philosophen standen unsere Dichter, Schiller mit seinen „Räubern“, Kleist mit dem „Michael Kohlhaas“ und Hölderlin im „Hyperion“: „Das hat den Staat zur Hölle gemacht, daß ihn der Mensch zu seinem Himmel machte.“ Heine, Herwegh und Büchner setzten dann noch stärkere Akzente, die dann Marx und Lassalle zum politischen Programm erhoben. Für den Widerstand im 19. Jahrhundert steht Jakob Grimms Epistel über die Widerstandspflicht von 1838, nach dem Verfassungsbruch des Königs von Hannover. Die jüngste deutsche Gegenwart bietet viele Beispiele des Widerstands. Bauer konnte nur an einige Tatbestände erinnern, an den Aufruf des ADG zum Kapp-Putsch, an Ossietzkys Verteidigungsrede im Weltbühnenprozeß. Der mutigen Reichstagsrede von Otto Wels vom März 1933 folgt schließlich der Einleitungstext des Bundesentschädigungsgesetzes. Fritz Bauer hat es sich nicht nehmen lassen, auch auf eine erfolgreiche Widerstandskampagne in der

Bundesrepublik hinzuweisen, nämlich die Protestaktion an der Göttinger Universität 1955, die einem angebräunten Kultusminister der FDP nach wenigen Tagen das Amt kostete.

Paride Rombi „Sardische Ernte“, Roman, Claassen-Verlag, Hamburg

Paride Rombi, Richter in Rom, beschreibt seine Heimat Sardinien, die Landschaft, die Menschen. Es ist die einfache Geschichte eines armen Pächters, der ausgedörrten Ländereien mit eisernem Fleiß eine gute Ernte bringt, die ihm und seiner Familie eine goldene Zukunft verspricht. Doch ein Tag zerstört alles. Rombi schildert gleichzeitig den Traum eines jungen Mädchens, Pasqua, Tochter des Pächters. Sie begegnet dem Sohn des Grundbesitzers, der so ungewohnte Dinge spricht, der so anders ist. Das ist eine ebenso einfache Geschichte. Für das naive Dorfmadchen wird diese Begegnung zum Verhängnis, für den jungen Herrn bleibt sie eine Episode, die vielleicht einmal viele Jahre später in schlechten Träumen wieder lebendig wird, mehr nicht. Es ist die traurige Geschichte einer Liebesbegegnung, die für den einen Liebe und für den anderen nur Leidenschaft bedeutet. Seine Küsse

sind für Pasqua Brandmale, an dem Rombi sie verbrennen läßt. Das Einzige, was ihr das verwöhnte Herrensöhnchen bieten kann, als sie ein Kind erwartet, ist das Honorar für die Abtreibung. Das Mädchen lehnt diesen Vorschlag ab und beschließt, ins Wasser zu gehen. Doch ihr mißgestalteter Bruder Momo, mehr von ihrem Kummer ahnt als von dem, was sie vorhat, kommt ihr mit seiner Rache zuvor. Unter seinen Schüssen stirbt aber nicht der Bruder, sondern der eigene Vater, der Bruder wird zum Krüppel, und die Schwester verliert ihr Augenlicht. Die schlichte Fabel dieses Romans von Paride Rombi auf sehr poetische und hutsame Weise in den Lauf der Jahrhunderte verwoben. Archaische Lebensformen, zurückgebliebene soziale Verhältnisse werden dichterisch erhellend. Jedes Kapitel entspricht einer Phase des Wachstums, vom Pflügen bis zur Ernte und alles, was Menschen im Guten und Bösen geschehen kann, spielt sich ab in einer undurchdringlichen Natur. Rombi schafft einen realistischen und zugleich überaus kunstvollen Roman über einfache Menschen, deren Schicksal die Abhängigkeit von anderen ist. Der Verfasser hat dessen Sympathien auf Seiten der Armen, spricht am Ende davon, daß das Leben kein Geschenk Gottes ist, vielmehr ein unlösbares Rätsel darstellt.

Horst Hartmann

Telegraphenbote Homer

on William Saroyan



Illustrationen: Eva Ohlow

Vor dem Hause der Mrs. Sandoval stieg der Telegraphenbote von seinem Fahrrad. Er ging zur Tür und klopfte an. Er wußte sofort, daß jemand im Hause war. Zwar konnte er nichts hören, er war aber sicher, daß auf sein Klopfen jemand öffnen würde, und sehr neugierig, wer diese Frau namens Rosa Sandoval sein würde, die jetzt von dem Norden in der Welt erfahren und es am eigenen Leibe spüren sollte. Nach einer Weile wurde die Tür geöffnet, drehte sich er nur langsam in den Angeln. Die Bewegung der Tür drückte etwa folgendes aus: Wer immer diese Frau war, so hatte er nichts in der Welt zu fürchten. Dann öffnete er die Tür offen, und da stand die Frau. Homer erschien die Mexikanerin sehr schön. Er konnte sehen, daß sie ihr ganzes Leben sehr geduldig gewesen war, so daß sich nach all den Jahren ihr Gesicht an ein mildes, ja heiliges Lächeln gewöhnt hatte. Aber für Menschen, die Telegramme bekommen, bedeutet das Erscheinen eines Telegraphenboten an ihrer Tür schreckliche Verwicklungen. Homer wußte, daß Mrs. Rosa Sandoval erschrocken war, ihn zu sehen. Ihr erstes Wort war das erste Wort jeder Überlegung. Sie sagte: „Oh!“, als hätte sie nicht einen Telegraphenboten, sondern einen alten Bekannten erwartet, mit dem sie sich erfreut niedersetzen könnte. Vor sie sprach, studierte sie Homers Gesicht, und Homer wußte, daß sie die Botschaft sei keine willkommenen. „In Telegramm?“ sagte sie. „Das war nicht Homers Schuld. Seine Aufgabe ist es, Telegramme zuzustellen. Trotzdem schien es ihm, als wäre er an der ganzen Kalamität beteiligt. Er war hilflos und hatte beinahe das Gefühl, daß er allein für das, was geschehen war, verantwortlich wäre. Gleichzeitig sagte er ihm, geradeheraus zu sagen: „Ich bin nur ein Telegraphenbote, Mrs. Sandoval. Es tut mir leid, daß ich Ihnen ein solches Telegramm bringen muß, aber ich tu es bloß, weil es mein Dienst verlangt.“ „Für wen ist es?“ fragte die Mexikanerin. „Für Mrs. Rosa Sandoval, 1129 G Street“, antwortete Homer. Er hielt die Depesche der Frau hin, aber sie wollte sie nicht nehmen. „Sind Sie Mrs. Sandoval?“ fragte Homer. „Ja, komm herein“, sagte sie. „Ich verstehe nicht Englisch lesen. Ich bin eine Mexikanerin. Ich lese nur ‚La Prensa‘, die Zeitung aus Mexiko kommt.“ „Ich mache eine Pause und sah den Brief an, der verlegen dastand und so

nah an der Tür, als es möglich war, um dabei doch schon im Hause zu sein. „Bitte“, sagte sie, „was steht im Telegramm?“ „Mrs. Sandoval“, begann der Junge, „im Telegramm steht –“ Aber da unterbrach ihn die Frau: „Aber du mußt das Telegramm öffnen und es mir vorlesen. Du hast es ja noch nicht geöffnet.“ „Ja, wohl, Madame“, sagte Homer, als spräche er mit einer Lehrerin, die ihn soeben verbessert hatte. Er öffnete das Telegramm mit nervösen Fingern. Die Mexikanerin bückte sich, um den aufgerissenen Umschlag aufzuheben, und versuchte ihn zu glätten. Dabei sagte sie: „Von wem ist das Telegramm – von meinem Sohn Juan Domingo?“ „Nein, Madame“, antwortete Homer. „Das Telegramm ist vom Kriegsministerium.“ „Vom Kriegsministerium“, sagte die Mexikanerin. „Mrs. Sandoval“, sagte Homer rasch, „Ihr Sohn ist tot. Vielleicht ist es ein Irrtum. Jeder Mensch begeht Irrtümer, Mrs. Sandoval. Vielleicht war es nicht Ihr Sohn. Vielleicht war es jemand anders. Im Telegramm steht, daß es Juan Domingo war. Aber vielleicht hat das Telegramm unrecht.“ Die Mexikanerin tat, als hörte sie nicht. „Ach, fürchte dich nicht“, sagte sie. „Komm herein! Komm herein! Ich bringe dir Bonbons.“ Sie nahm den Jungen beim Arm, führte ihn an den Tisch in der Mitte des Zimmers, wo er sich niedersetzen mußte. „Alle Jungen haben Bonbons gern“, sagte sie. „Ich bringe dir Bonbons.“ Sie ging in ein anderes Zimmer und kam gleich mit einer alten Schokoladenbonbonschachtel zurück. Sie öffnete die Schachtel auf dem Tisch, und Homer erblickte eine merkwürdige Art von Bonbons. „Da“, sagte die Frau, „iß diese Bonbons. Alle Jungen haben Bonbons gern.“ Homer nahm ein Bonbon aus der Schachtel, steckte es in den Mund und versuchte es zu zerbeißen. „Du wirst mir kein schlechtes Telegramm bringen“, sagte sie. „Du bist ein guter Junge – wie mein kleiner Juanito, als er noch ein kleiner Junge war. ß noch eines.“ Und der Telegraphenbote mußte noch ein Bonbon nehmen. Homer saß da und knabberte an dem trockenen Bonbon, während die Mexikanerin weitersprach: „Es sind unsere eigenen Bonbons, aus Kaktus. Ich

mache sie für meinen Juanito, wenn er nach Hause kommt, aber isß sie nur. Du bist auch mein Junge.“ Jetzt begann sie plötzlich zu schluchzen, wobei sie sich zurückhielt, als wäre Weinen eine Schande. Homer wollte aufstehen und fortlaufen, wußte aber zugleich, daß er bleiben würde. Er glaubte sogar, er würde für den Rest seines Lebens dableiben. Er wußte bloß nicht, was er sonst versuchen könnte, um zu bewirken, daß die Frau weniger unglücklich sei, und wenn sie ihn gebeten hätte, den Platz ihres Sohnes einzunehmen, so hätte er nicht nein sagen können, weil er nicht gewußt hätte, wie. Er stand auf, als ob er damit etwas ändern wollte, was nicht zu ändern war, aber dann kam ihm das Alberne seiner Absicht zum Bewußtsein, und er wurde noch verlegener. Im stillen sagte er sich immer wieder: Was kann ich tun? Was zum Teufel kann ich tun? Ich bin doch nur der Telegraphenbote! Plötzlich nahm ihn die Frau in die Arme und sagte: „Mein kleiner Junge, mein kleiner Junge!“ Er wußte nicht weshalb – denn er fühlte sich durch das Ganze nur verwundet –, aber aus irgendeinem Grund war ihm übel, und er glaubte, er werde sich übergeben müssen. Er hegte keinen Widerwillen gegen die Frau, wie überhaupt gegen niemanden, aber was da geschehen war, schien ihm so verkehrt und abscheulich, daß er ganz krank wurde und nicht wußte, ob er noch weiterleben

wollte. „Komm“, sagte die Frau, „setz dich hierher.“ Sie drückte ihn in einen anderen Stuhl und blieb neben ihm stehen. „Laß dich ansehen“, sagte sie. Sie schaute ihn seitsam an, und der Junge, der sich am ganzen Körper krank fühlte, konnte sich nicht bewegen. Er empfand weder Liebe noch Abneigung, sondern nur etwas, was dem Ekel sehr nahekam, aber gleichzeitig tiefes Mitleid, nicht bloß mit der armen Frau, sondern mit allen Dingen und mit der lächerlichen Art, wie sie leiden und sterben müssen. Er sah die Frau, wie sie vor langer Zeit als schönes, junges Weib neben der Wiege ihres Söhnchens saß. Er sah, wie sie auf dieses erstaunliche Menschenwesen niederblickte, sprachlos und hilflos und voll der Dinge, die da kommen würden. Er sah, wie sie die Wiege schaukelte, und hörte, wie sie dem Kind vorsang. Und seht sie euch jetzt an! sagte er zu sich selbst. Mit einem Mal war er wieder auf seinem Fahrrad und fuhr schnell durch die dunkle Straße. Tränen kamen aus seinen Augen, und sein Mund flüsterte kindliche und verrückte Flüche. Als er wieder beim Telegraphenamte ankam, hatten die Tränen aufgehört, alles andere aber hatte erst angefangen, und er wußte, daß es nicht aufzuhalten sein würde. „Sonst bin ich so gut wie tot“, sagte er, als hörte ihm jemand zu, dessen Gehör nicht ganz gut ist.

(Aus „Die menschliche Komödie“)



Junge Gäste und Kunstwerke aus der UdSSR

Eine Gruppe sowjetrussischer Techniker und Ingenieure war kürzlich in Westdeutschland zu Gast. Auf ihrem Programm stand auch ein Museumsbesuch, und ich durfte diese etwa drei Dutzend jungen Leute betreuen. Was wollten sie im kunsthistorischen Kölner Wallraf-Richartz-Museum kennenlernen? Moderne Kunst, war die einhellige Antwort der Gäste. Aber was heißt schon „modern“? Vor allem – wenn man den Berichten Glauben schenkt, daß die sogenannte abstrakte Kunst immer noch in Moskau verpönt ist – was bedeutet dem Sowjetmenschen das Wort „modern“? So begannen wir kurzerhand mit den französischen Impressionisten, mit Monet, Degas, Renoir, es folgten Cézanne, Van Gogh, Gauguin. Das allgemeine Interesse war dabei gering.

Bei den Expressionisten und Kubisten wurden die jungen Damen und Herren aufgeschlossener, und vor den Werken der im Westen zu Ruhm gelangten Russen, vor Jawlensky und Kandinsky (dessen revolutionierendes Buch „Über das Geistige in der Kunst“, zunächst 1911 in Deutschland erschienen, war einigen Gästen bekannt!), vor Archipenko, Lipschitz und Zadkine war der Kontakt hergestellt. Aber erst die gegenstands-freien Gemälde und Plastiken lösten eifrige Diskussionen aus, das also, was man „in Moskau noch nicht so richtig sehen kann“, wofür sich jedoch besonders „die Jugend der UdSSR brennend interessiert“, wie mir eine Russin unaufgefordert beteuerte.

Zum Abschied wurde mir ein „Souvenir“ überreicht, ein kleiner nachgebildeter Sputnik aus Metall. Zweifelloes kein Kunstwerk. Aber dessen frappierende Abstraktheit ließ das Gespräch über die gegenstandsfreie Kunst und unser modernes Weltbild von neuem auflodern.

An diese Begegnung mußte ich denken, als ich in der Neuen Münchener Galerie am Maximiliansplatz vor den Werken der ersten Ausstellung in der Bundesrepublik Deutschland „Moderne Kunst aus der Sowjetunion“ stand. Eine Premiere! Aber eine recht späte Premiere! Und das ist um so erstaunlicher, als zwischen Moskau und Bonn bekanntlich seit vielen Jahren diplomatische Beziehungen bestehen, während andere osteuropäische Länder wie Polen, die Tschechoslowakei, Rumänien, Jugoslawien, die in Bonn nicht vertreten sind, uns schon namhafte Kunstausstellungen geschickt haben. Gerade angesichts dieser Ver-



Anatolij Lwowitsch Kaplan (geb. 1902) Aus „Tewje, der Milchmann“, Lithomapp mit einem Vorwort von Ilja Ehrenburg

Kim Nikolajewitsch Britow (geb. 1925) „Alte Bauwerke“ (Öl)



ansta
Publi
avant
Osten
Nun
Münc
die I
Richa
und
schlo
und B
st, u
Graph
für qu
sie in
rollen
st zu
Brünc
Verein
Hamb
Prof.
Hann
propa
viese
Nun, I
nsow
sten V
Ausst
villigt
Künst
ler U
eiles
Schrit
über d
Mag s
ler of
eine g
usdr
Inter
ntere
Gäste
Museu
las
ituder
ussis
awski
triere
ünstl
dSS
nzwis
ussis
en. E
st di
berha
chen
em w
chon
ponn
er K
eit ei
re A
issen
er d
scht
äfte
taate
sche
aris,
unde
nd G
ühen
obert
sten
e vie
nen
rowi
en L
ellun
erhin
alkat
ssise
en i
ch d
die
rekte
its P
Vo
ngsk

anstaltungen hat sich das deutsche Publikum daran gewöhnt, über die avantgardistischen Kunsttendenzen des Ostens nicht mehr erstaunt zu sein. Nun hat also eine private Galerie in München in Sachen sowjetischer Kunst die Initiative ergriffen: ihr Leiter, Dr. Richard Hiepe, ein Mann von Ideen, Mut und sozialer Initiative, fuhr kurz entschlossen vor Jahresfrist nach Moskau und bat, wie es bei uns Gepflogenheit ist, um Überlassung von Gemälden und Graphiken von jenen Künstlern, die er für qualitativ hielt und für die er hoffte, sie interessierten auch den anspruchsvollen westdeutschen Besucher. Dazu ist zu sagen, daß Dr. Hiepe durch die Gründung des Graphik-Kreises, einer Vereinigung ähnlich der Griffelkunst in Hamburg, in dessen Rahmen er u. a. Prof. Otto Pankok, HAP Grieshaber, Hanno Edelmann, Prof. Karl Rössing propagiert, keine ungeschickte Hand bezeugen hat.

Nun, Dr. Hiepes erste Moskau-Reise war anscheinend ein Mißerfolg, als er die meisten Werke, die er sich für die deutsche Ausstellung gewünscht hatte, nicht bewilligt erhielt, sei es, daß die betreffenden Künstler trotz künstlerischer Qualität in der UdSSR nicht hoch im Kurs stehen, sei es, daß sie noch zögerten, ihre ersten Schritte in die internationale Welt gerade über den Weg in Deutschland zu wagen. Mag sein, daß sich in diesem Verhalten der offiziellen sowjetischen Stellen auch eine gewisse künstlerische Unsicherheit ausdrückt.

Unter diesem Aspekt erschienen mir Interesse und Bemerkungen der jungen Gäste in den Diskussionen im Kölner Museum noch verständlicher, und auch das Vorhaben jener 200 Moskauer Studenten, die für den festgenommenen russischen Schriftsteller Andrej Sinawskij auf dem Puschkin-Platz demonstrieren wollten, wirft ein Licht auf die künstlerischen Strömungen, die in der UdSSR wohl im Fluß zu sein scheinen. Inzwischen ist nun diese erste sowjetrussische Kunstausstellung eröffnet worden. Bei allen Mängeln, die sie besitzt, ist die Tatsache anzuerkennen, daß überhaupt eine erste Begegnung zwischen sowjetrussischen Künstlern und dem westdeutschen Publikum stattfindet. Schon vernimmt man, daß Fäden geknüpft werden, um im staatlichen Haus der Kunst in München in absehbarer Zeit eine große, gleichsam noch offiziellere Ausstellung der UdSSR folgen zu lassen.

Der deutsche Kunstfachmann ist überzeugt, daß man heute in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts in einem Maße, der angeblich eigene künstlerische Wege geht, noch so malt wie in Paris, Berlin und Wien um die Jahrhundertwende oder nicht viel später. Da sind Gemälde im Stil Cézannes bzw. des frühen Picasso, die der jüdische Russe Robert Falk tatsächlich um die Zeit des ersten Weltkriegs gemalt hat. Aber auch viel später gemalten und gezeichneten Bildern könnten zwei, drei Generationen früher entstanden sein. Anatolij Semjonowitsch Kaplan (Jahrgang 1902), dessen Lithos den Schwerpunkt der Ausstellung darstellen, erinnert an den immerhin bald 80jährigen Chagall; es sind feine, elegante Schwarz-Weiß-Blätter, die das russische Volksleben und jüdische Märchen illustrieren, und dekorativ nehmen auch die hebräischen Lettern aus, die die Lithos einbezogen sind. Der Direktor des Dresdner Kupferstichkabinetts Professor Werner Schmidt schreibt im Vorwort des Münchener Ausstellungskatalogs über die Geisteshaltung



Alexandr Semjonowitsch Wedernikow (geb. 1898) „Beim Tee“, Farblitho

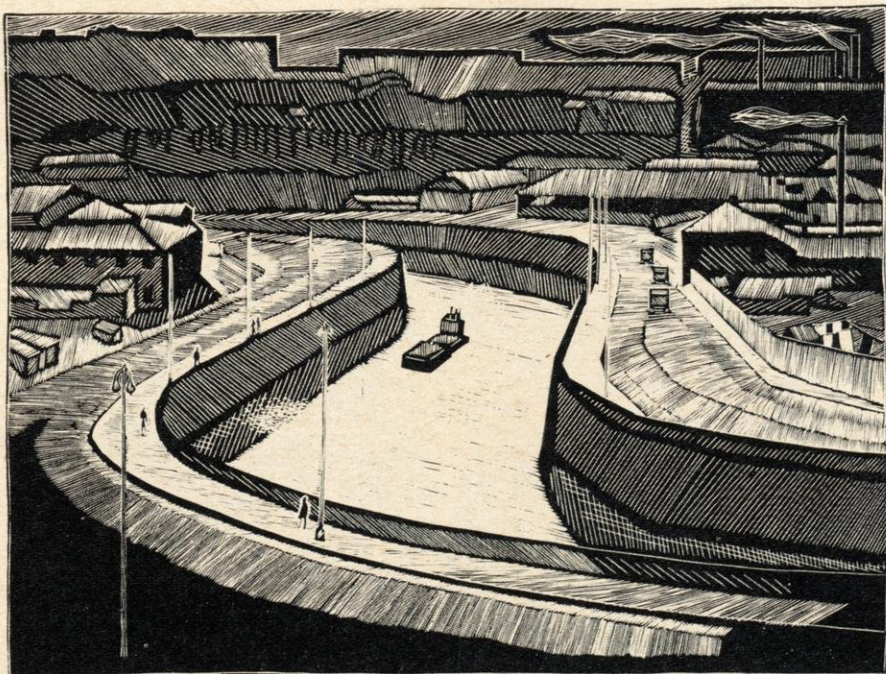
Kaplans u. a. „... Die Berufung zu seinem Themenreich erwachte in ihm 1937, als der Leidensweg seiner jüdischen Brüder in Deutschland begann. Das Unheil des Stalinschen Personenkults in seiner Heimat mag die ihn erfüllende Melancholie noch vertieft haben. Schließlich mußte er die furchtbaren Schrecken des Krieges im belagerten Leningrad durchstehen, und noch in den späteren Darstellungen der ehrwürdigen Bauten und vertrauten Winkel seiner geliebten Stadt klingt das schwere Erleben nach...“ Andere Russen malen wie die längst schon verstorbenen nachimpressionistischen Franzosen, wie die deutschen Expressionisten und wie der frühe, farblich laute Kandinsky, der erst nach dieser Jugendstilperiode seinen reifen abstrakten Stil entwickelt.

Angenehm wird der deutsche Ausstellungsbesucher berührt, daß hier nichts vom sozialistischen Realismus zu spüren ist, wie er einst von Hitlerdeutschland beschert wurde und heute in Ost-Berlin grassiert. Und positiv fällt auch auf, wie die Wurzeln dieses oder jenes Malers und Graphikers zur russischen Volkskunst führen. Diese folkloristischen Tendenzen haben etwas Rührend-Naives, was man hier im Westen liebt, wo die „Sonntagsmalerei“ immer mehr schwindet. Die Russen praktizieren diesen Stil freilich mit einer vorzüglichen Technik und erschließen damit die Atelierkunst.

Das Dekorative, wie es mit dem Jugendstil und Matisse bereits vor Jahrzehnten zu Ende ging, weckt – denken wir an Alexandr Semjonowitsch Wedernikow – Erinnerungen an verschollene Zeiten. Die UdSSR scheint das einzige Land zu sein, in dem sich diese jugendstilartige Kunst bis in die Mitte unseres Jahrhunderts gerettet hat.

Daß sich die sowjetische Jugend selbst heute nicht mit diesem Jugendstil identifizieren will, sondern eine „moderne“ Kunst erstrebt, leuchtet ein. Es wäre nicht ausgeschlossen, daß diese Jugend – so wie in Warschau, Prag und Belgrad – eines Tages, dem Außenstehenden überraschend, uns wirklich eine neue Malerei, Graphik und Plastik vorsetzen könnte.

Gurij Sacharow (geb. 1926) „Der Fluß Jausa“, Holzschnitt



...alle Scheiben im Schrank?

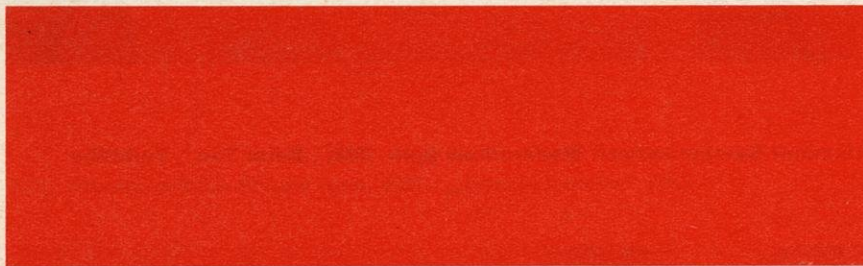
In einer Zeit, in der sich die mit Jazzrhythmen modernisierten irischen Volksmusikklänge von Beatles und Rolling Stones und jüdische und sonstige Volkslieder, von Esther Ofarim sicherlich eindrucksvoll dargeboten, wie der Schnaps vor dem 31. Dezember verkaufen, in solch einer Zeit fällt es den Plattenfirmen schwer, etwas Neues zu entdecken, was sich anbieten ließe.

Aber **Philips** hat es dennoch geschafft. Oder wäre es nicht etwas ganz Unerhörtes, wenn ein sowjetzonaler Kabarettist zusammen mit einem westdeutschen auftritt, zusammen mit ihm eine Platte besingt, auf der er durchaus kritisch zu Verhältnissen in der Zone Stellung nimmt, und dann wie selbstverständlich dorthin zurückkehrt, wo ihn – wie wir inzwischen wissen – natürlich eine parteioffizielle Rüge erwartet. Daß Wolf Biermann – um den handelt es sich – trotzdem freiwillig zurückging, sollte uns dazu bewegen, unsere Klischeevorstellungen über die andere Hälfte Deutschlands zu berichtigen und uns zu informieren, beispielsweise durch die genannte LP: „Wolf Biermann (Ost) zu Gast bei Wolfgang Neuss (West)“ (843742 PY). Der aus Schlesien gebürtige Westberliner Neuss kritisiert darauf westdeutsche Überheblichkeit, Gedankenlosigkeit und Militärfreude, der in Hamburg geborene Ostberliner Biermann attackiert ostzonale Militärfreude, Schematisierung und die Einschränkung der freien Meinung. Und das alles geht in einer heiteren und lockeren Weise vor sich, als wäre solch eine Begegnung selbstverständlich. Man spürt beim Anhören dieser LP freilich auch deutlich den Unterschied zwischen westlichem und östlichem Kabarett: Wo der Prosaiker Neuss offen und direkt attackieren darf und nur durch Wortspiele und satirische Übertreibung die Schärfe mildert, da hüllt der Balladensänger Biermann seine Angriffe in Vergleiche und kleine Geschichten, bei denen Ihr genau hinhören müßt, wenn Ihr die Satire erkennen wollt. Einmal auf dieser LP aber wird Biermann ganz ernst:

„Soldaten sehn sich alle gleich,
lebendig und als Leich.“
Und das gilt ja wohl für die Soldaten von Ost und West.

Klassik aus der UdSSR

Einen beträchtlichen Ostimport – allerdings anderer Art – betreibt neuerdings **Eurodisc**: Originalaufnahmen von sogenannter „Klassischer“ Musik aus der UdSSR. Bisher hatten zwar einige ganz berühmte russische Interpreten – etwa Swjatoslaw Richter oder David Oistrach – gelegentlich auch in westlichen Ländern Platten eingespielt, und diese waren oft genug mit Preisen geschmückt worden; Eurodisc allerdings ist es erstmals gelungen, Originaltonbänder von sowjetrussischer Inlandproduktion einzuführen, die in Deutschland auf LP's vervielfältigt werden. Schon in der ersten An-



gebotsliste begegnen uns viele Bekannte: Oistrach Vater und Sohn, Richter, Leonid Kogan und andere. Daneben aber tauchen nie gehörte (und oft schwer auszusprechende) Namen auf.

So ist zum Beispiel Gennadi Roshdestwensky, der Chefdirigent des Großen Moskauer Rundfunk- und Fernsehorchesters und neuerdings Leiter des berühmten Moskauer Bolschoi-Theaters, hier in Deutschland praktisch unbekannt. Welch ein stilistisch modern und exakt musizierender Dirigent er ist, spürt man schon bei den ersten Takten von Strawinskys Suite aus „Die Geschichte vom Soldaten“, die auf der Eurodisc-LP S 73583 KK erschienen ist: Frischer, klarer und präziser als auf den meisten europäischen Aufnahmen dieses eigenwillig instrumentierten Stückes wird hier musiziert, die melodischen Linien der Soloinstrumente treten deutlich heraus und ordnen sich doch zu einem rhythmisch packenden Ganzen. Genauso durchsichtig spielen die Solisten auch Prokofieffs frühes „Quintett für Oboe, Klarinette, Violine, Viola und Kontrabaß“ (auf der Rückseite der LP), ein in Deutschland noch unbekanntes Werk des sonst hier recht beliebten Komponisten. Trotz sich reibender Akkordverbindungen, trotz der an ungewöhnlichen Sprüngen reichen Melodien erscheint dies Werk gegenüber der Suite von Strawinsky etwas blaß und harmlos, vor allem wegen seiner durchweg eingehaltenen Trennung von Bläsern und

Streichern, die recht konventionell ist. In den schnellen Sätzen dieses (ursprünglich 1924 für eine Pantomime geschriebenen) Quintetts allerdings kommen Prokofieffs burlesker Humor und seine Lebensfreude zum Ausdruck, die wir an seinen bei uns schon bekannten Werken so schätzen.

Immerhin ist es erstaunlich, daß solche von russischen Komponisten im Westen geschaffenen Werke, die bis vor wenigen Jahren in der UdSSR noch als „formalistisch“ unterdrückt wurden, heute von der staatlichen „Melodia“-Plattenproduktion jedem Sowjetbürger zugänglich gemacht werden. Es scheint auch hierbei, daß wir noch manche Klischeevorstellung über den Osten abzubauen haben. Das Hauptangebot der durch Eurodisc vertriebenen russischen Originalaufnahmen betrifft allerdings nicht die Moderne (bei uns ja auch nicht), sondern das 19. Jahrhundert. Vor allem Beethoven ist stark vertreten und augenscheinlich in Rußland sehr geschätzt.

Zwei Streichtrios aus op. 9 von Ludwig van Beethoven bietet die LP 73608 KK. Es sind Trios, die am Anfang der „reifen“ Periode in Beethovens Schaffen stehen, aber schon deutlich jene Kennzeichen tragen, die Beethoven für viele zum „größten Komponisten aller Zeiten“ werden lassen: die Verbindung von klar überschaubarer, klassisch ausgewogener Form mit romantischer Ausdrucksstärke.

Ganz besonders gilt das für das Trio in c-Moll, Beethovens Lieblingstonart. Die drei russischen Solisten – Geiger Leonid Kogan, Bratschist Rudolf Barshajew, Cellist Mstislaw Rostropowitsch, alle drei auch bei uns nicht unbekannt – betonen vor allem den Ausdruck. Der Ton der Instrumente ist voll und klingt warm, die musikalische Sicherheit ist für sie selbstverständliche Voraussetzung. Schon bei den ersten Takten spürt der Hörer: Da spielen drei Meister. Wer moderner eingeschätzt ist, wer Beethoven vor allem seiner malen Meisterschaft wegen liebt, der wird an diesen Aufnahmen vielleicht aussetzen, daß die Interpreten zu viel Wert auf Ausdruck und Melodie legen; aber dies überzeugend, durchgefeilt und in gerundeter Form geschieht, das kann man bestreiten.

Moderner Jazz

In den Bereich des „Klassischen“ ist in den letzten Jahren mehr und mehr auch die Jazzmusik gerückt, und zwar mindestens die modernere. Zwar besteht auch von dort aus immer noch Verbindung zur „leichten Muse“, zum gängigen, sogar zum Schlager. „Reine“ Jazzaufnahmen hingegen finden – die „klassische“ Musik – nur eine begrenzte Zahl von Liebhabern.

Fontana versucht seit einigen Monaten durch preisgünstige LP's dem modernen Jazz eine breitere Hörerschaft zu verschaffen: mit seinen „Jazz Club Series“. Dabei werden von berühmten Musikern Aufnahmen neu herausgebracht, die mindestens zehn oder mehr Jahre alt sind. Vol. 20 dieser Reihe – „Warm! Clifford Brown“ (883270 JCY) ist dies freilich gerade ein Vorteil. Denn von dem so jung gestorbenen Trompeter Clifford Brown wird zwar oft gesprochen, aber nur wenige Platten sind von ihm im Umkreis „Warm!“ bewiesen, welche eine Ausmerkscheinung Clifford unter den Trompetern war. Technisch versiert fast Gillespie, mit abgerundeter Melodieführung mehr noch als Miles Davis, mit dem warmem Ton begabt wie Louis Armstrong, mit diesen Eigenschaften wird Clifford heute ein Spitzenstar, gäbe keine Autounfälle. So ist die LP von Fontana ein Dokument, das außerdem neben dem Vorzug hervorragender Arrangements von Jack Montrose und des Solorspiels von Zoot Sims hat, dessen weiche Melodieführung eine prächtige Ergänzung zu Cliffords Trompetenspiel bietet. „Warm!“ wird durch Arrangement und Solisten mehr als ein Plattentitel, es wird zu einem treffenden Kennzeichen für das, was die LP aus ihren Reihen strömen läßt. Sie wird Euch – so hoch – ebenso sehr erfreuen wie

Euren Meggs

Foto: Wolf Krabel

Die Beatles auf der Flucht

in Film Hi-Hi-Hilfe



Für schöne Frauen – auch exotische! – hatten die Beatles schon immer etwas übrig. In dem bewegten filmischen Abenteuer „Hi-Hi-Hilfe!“, das Paul McCartney zusammen mit seinen drei „Pilzkopf“-Kollegen John, George und Ringo zum zweiten Male auf die Leinwand bringt, rettet ihnen eine orientalische Schönheit (Eleanor Bron) sogar das Leben. Wie viele Teenager würden sich wohl um diese Rolle reißen...??

Fotos: United Artists



Stets bester Laune sind die beiden Beatles Paul und John, die mit ihren Kollegen George und Ringo seit geraumer Zeit die Jugend in aller Welt begeistern. Paul und John haben zu diesem durch die halbe Welt führenden farbigen Abenteuer sieben neue Hits geschrieben



focht. Auch Beethoven muß dran glauben. „Freude schöner Götterfunken“ – ein ganzes Fußballstadion unterbricht das Spiel, um diese Hymne zu singen. Die Fußball-Fans, die sich schon gegenseitig totgetrampelt haben, bei Lester sind sie – ironischerweise – aus einer besseren Welt. Ein Beatle-Boy schrumpft zeitweise gar zum Zwerge. Und so weiter, und so fort...

Man kann froh sein, auch nur die Hälfte aller Gags mitzubekommen. Wer kriegt nicht alles seinen Senf. Die Hersteller tierisch-ernster Action-Films. Die Männer, die eine Frau nur zuvorkommend behandeln, wenn sie einen Kinderwagen schiebt. Die ganze unfreiwillig-komische Werbeindustrie. Das Militär, die Maschinen- und Automaten-Gläubigen. All die vielen Leute, die von Dingen und Begriffen den falschen Gebrauch machen... Aber Lester setzt die Spitzen nicht satirisch ein. Er partizipiert hier filmisch an der Philosophie der Beat-Jugend. Es ist keine Kritik, die ändern will, was die Älteren falsch machen. Die Eltern spielen keine Rolle. Und wenn sie etwas sagen dürfen, dann nur, um zu zeigen, daß sie nichts zu sagen haben. Für die Jungen sind sie nur soweit interessant, wie sie den Rohstoff fürs Amüsement liefern. Aus dem einstigen Generationskonflikt ist der Spaß geworden, das schönste, funkelndste und schnellste Gag-Feuerwerk abbrennen zu können. Die Welt der schönen Kleider, langen Haare und des holden Unsinn. Der reine Narzißmus. Lester läßt ihn schillern. Aber diese Methode hat Absicht.

Er übersteigert ihn, er schlägt einen Rhythmus, der noch schneller ist als der Beat. Er nimmt den Atem, auch den Beat-Fans.

So kommt zuletzt die Botschaft Lesters auf uns zu, unaufdringlich, aber mit festen, sicheren Schritten. Reiner Narzißmus – heißt sie – kann leerlaufen. Vor allem, wenn er berufsmäßig betrieben wird. Man muß Alternativen suchen. Die Beatles auf der Flucht. Das ist der Angelpunkt, um den sich die vielen Böden des Films drehen. Die unsinnige Jagd – sie steht als Symbol. Für die Flucht der Beatles vor dem Bild, das Publicity von ihnen geformt hat. Für die Flucht vor dem eigenen Ruhm. Aber auch dieses Bild ist doppelsinnig. Denn die Beatles brauchen ja auch Aktion, um Gags produzieren zu können. Die Gags, die ihren Ruhm machten und die man von ihnen erwartet...

Lester ist kein Spielverderber. Er zeigt die Schwächen einer Sache auf, ohne ihren Charme und ihre Schönheit zu ignorieren.

Lesters Lektionen sind die besten.

Hans Plücker

PS. Natürlich singen die Beatles in diesem Film ihre neuen Hits!

as Tr Film über Gebrauchsgegenstände. Kinderwagen sind Gebrauchsgegenstände, Panzer und Automaten, Opferline, Palisandermöbel und die heiligsten der Nation. Letztere, weil sie ihre - beto - höhlung zu zahlreichem Gebrauch danken. Sie alle spielen mit im Film. Die arm, taptrollen spielen die Beatles. Sie sind selbsts, chieden die interessantesten Gegenbeu, chsgegenstände in diesem Film. Da spi, rauchsgegenstände? Der Film sieht indes, so. Er zeigt, wie bemühte Individualieiner n zur öffentlichen Einrichtung werden, , der zeigt sie als Opfer ihres Ruhms. t aus geht nicht sauertöpfisch und aktencken vorstatten. Denn Richard Lester den Film gemacht. Wer „The Knack“ aber, wird für Lester durchs Feuer gehen. und in, m Mann wachsen die Geschichten der hohlen Hand. Kurze, kürzeste Geichten. Geschichten, bei denen gleich Schluß erzählt wird: Gags. Mit ihnen cht Lester Puzzle-Spiele. ann der Kinogeher mitgepuzzelt hat, nn er sich auf die entfesselten Bild- d Wortspäße und die kleinen süßen sheiten seinen Reim gemacht hat, be- nmt er beiläufig, aber präzis den Sinn s Unsinn nachgeliefert. ist Lester. Auch mit „Hi-Hi-Hilfe“ will wie gesagt – etwas sagen. Nicht, daß die Beatles runterholt vom Teenagermp in den grauen Alltag. Er stieg hin- in diesen. Aber er veranstaltet dort einen Zirkus, daß selbst den Beatles ren und Sehen vergeht. Direktor Lester illt mit der Peitsche, und die Beatles chen Männchen. Mit einem ver hinder- Menschenopfer startet das Gag-Fer- al. Was fällt Lester dazu ein? Ringo t ihm ein, der Schmuck-Anbeter. Just auf die ansehnlichste Weise unan- nliche Pilzkopfbube des Quintetts hat n Ring am Finger, ohne den die Schlach- nicht stattfinden kann. Ausgerech- auf dem Fernsehschirm lokalisieren Sektierer den vermißten Funkelstein. e unsinnige Jagd auf die Beatles be- nt, an der sich später ein verrückter nder und sein lächerlicher Assistent eiligen. Nicht einmal in ihrer Wohnung d die Beatles sicher. Dabei ist sie so ön modern! Ein einziger riesiger um, supermodern, in dem jeder sein itzchen, aber doch keine Ruhe vor den deren hat. Die Gemütlichkeit aus den gazinen für besseres Wohnen. Origin- ität, die vorgeschriebene, muß man h was kosten lassen. Sinnfällig cht Lester das Sterile der Wohnung, lem er in einer Ecke z. B. einen Imbiß- tomaten postiert. Aber kaum bleibt it, über diese Spitze nachzudenken. nn schon wollen die Sektierer von der deren Seite des Automaten dem Ringo den Ring-Finger. Als sie merken, daß r Ring nicht abgeht, wollen sie dem msten gar ans Leben. nd schon geht die Jagd weiter. Durch hlemmerlokale und Tonstudios, den nigspalast und Scotland Yard. Die atles unter großem Militärschutz. Die atles in den Alpen – herrliche Paro- en auf Après-Ski-Reklamen. Die Beat- auf den Bahamas, wo Jimmy Bond längst noch wacker für den Westen

Heiratsanzeige

Suche für meinen Bruder, Abiturient, 21, 1,80 groß, blond, mit bestem Reifezeugnis, Partnerin aus Unternehmerkreisen zwecks späterer Ehe. Die Verbindung soll richtungweisend für das beginnende Studium sein. Zuschriften erbeten unter . . ."

Der Herr Abiturientenbruder, der blonde, wird nichts zu lachen haben in der nächsten Zeit. Er ist angeboten auf dem Heiratsmarkt der Upperten . . . Na was, Sie werden doch wissen, was Upperten heißt?! Was sind Sie für ein Bundesbürger, hören Sie! High society, Hautevolee, obere Zehntausend heißt das. Also wie gesagt, da wird er jetzt angeboten wie ein Aktienpaket. Ich sage: wie. Wenn er nämlich eins wäre, dann würde er nicht . . . Ja, das Ganze ist etwas kompliziert, aber mit etwas gutem Willen frißt es schließlich der Dummste. Die Frau Schwester sagt sich: Der Junge ist ein Junge, und das allein ist heutzutage schon Kapital. Warum es verschleudern? Man muß damit wirtschaften!

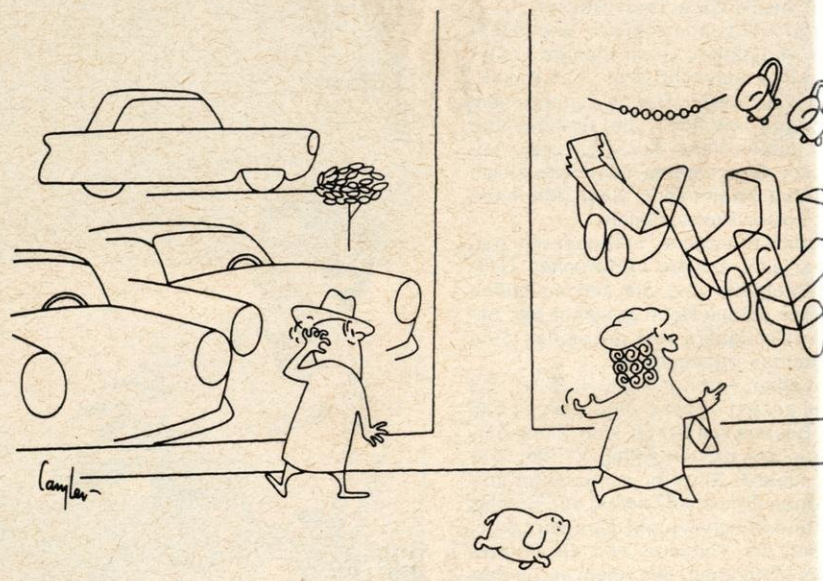
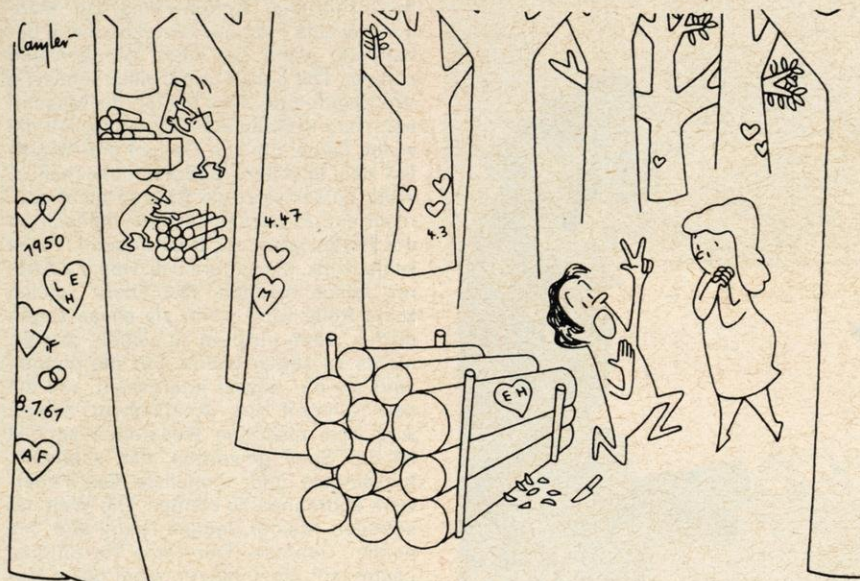
Jetzt rechnet sie eben, daß sich auf die 1,80 hin und auf das gute Reifezeugnis die verschiedenen Branchen melden werden: Bettfedern, Kugellager, Pharmazentik, Hartglanzwachs für Kunststoffböden und so fort. Sie würde vielleicht auch schon bei einem Großhandelsunternehmen zugreifen, aber weiter runter geht sie bestimmt nicht. Bis die ersten Offerten kommen, hat der Herr Bruder sowohl seinen Knabenraum, Raketenforscher zu werden, als auch seine große Schülerliebe, die pferdegewänzte Susi, an der Börse der harten Lebensrealitäten unter der Hand mit Verlust abgestoßen. Dann wird man die Angebote prüfen. Nein, schütteln Sie nicht den Kopf, das beweist nur, was für ein wirklichkeitsfremder Mensch Sie sind. Es gibt so viele Betrüger heutzutage! Soll die Frau Schwester vielleicht allein auf einen dicken Briefkopf hin den Zuschlag geben? Schön leichtsinnig wäre sie. Natürlich wird sie mit Wirtschaftsauskunftsbüros zusammenarbeiten.

Die nächste Klippe . . . Ach hören Sie mir doch mit Zuneigung auf! Was für altmodische Begriffe bringen Sie da ins Spiel! Die nächste Klippe ist der Vertrag. Daß die Frau Schwester die zukünftigen Schwiegereltern des Herrn Bruder nämlich von der Gütertrennung abbringt. Mit Gütertrennung hat das Ganze ja überhaupt keinen Sinn, und außerdem hat das ein blonder Abiturient, der 1,80 groß ist, nicht nötig. Also schön, sie wird auch das schaffen.

Dann werden sich die jungen Leute kennenlernen. Er wird, immer auf die Sach- und Vermögenswerte im Hintergrund äugend, so tun, als hätte er noch nie eine rosigere Rose gesehen, und sie wird sich alle Mühe geben, wie ein Teenager zu wirken, obwohl sie die Dreißig überschritten hat und auch ansonsten Geschmacksache ist. Das alles jedoch überwindet . . . Wer sagt da: die Liebe? War in dem Inserat vielleicht von Liebe die Rede? Passen Sie besser auf, ja! Das alles überwindet das geschulte Zweckdenken dieser Vertreter einer

Generation, die sich anschickt, ein großes Wirtschaftswundererbe anzutreten. Sie werden – und das steht im Inserat – Partner werden. Er wird Volkswirtschaft studieren, weil ihm das Schicksal wirtschaftliche Geräte ein großes Detail auf den künftigen Lebensweg gestreut hat, sie werden heiraten, sie werden in die Breite gehen, er wird sich gelegentlich nebenher was anderes anlauchen, weil das Leben ja schließlich nicht aus Arbeit bestehen kann, sie werden Szenen machen, er wird Kreislaumläufe kriegern – mit einem Wort: Sie werden ein kurzes werden die beiden eine gesellschaftlich geachtete Position einnehmen und bis an das Ende ihrer Tage über ein ansehnliches Vermögen verfügen. Und wenn sie dann gestorben sind, dann bringen sie – mit einem Wort: Sie bringen. Aber die haben die beiden die Güte der gütigen Mithilfe der Frau Schwester, dann bereits auf Erden hinter sich gebracht.

Gerd Angermann



Er kam im Smoking

Durch Toni lernte ich ihn kennen. Toni's Heimat ist in den Bergen. Ihr Haar ist schwarz, gebräunt ist ihr Gesicht, und ihre Augen sind grün und klar wie der See, an dessen Ufer Tonis Haus steht.

Ich weiß keinen behaglicheren Winkel, keinen, wo es sich besser ausruhen und besinnlicher plaudern ließe, als den Herrgottswinkel in Tonis Bauernstube. An den Wänden hängen Bilder weltbekannter Sportsleute, und die Widmungen darauf beweisen, daß alle diese Männer stolz auf Tonis Freundschaft sind. Mancher hätte sie gerne zur Kameradin fürs Leben gewonnen. Aber in diesem Punkt scheint es mit Toni seine Schwierigkeit zu haben. Unabhängigkeit ist ihre große Leidenschaft. Es müßte schon ein ganz Besonderer sein, dem sie sich ergäbe.

Zuweilen hat Toni Lust, eine Dame zu sein. So sitzen wir eines Abends in der Tanzbar des großen Hotels, und Toni nimmt bewundernde Männerblicke gelassen hin. Auf einmal aber schaut sie

gebannt auf einen jungen Mann, der gerade hereingekommen ist und sich unschlüssig einen Platz sucht. Sein Smoking sitzt nicht ganz tadellos, es fehlt ihm an gepflegter Glätte. Doch der stämmige Bursche, der darin steckt, bewegt sich ganz unbefangen. Toni scheint ihn zu kennen, und jetzt hat auch er sie bemerkt. Wie angewurzelt bleibt er stehen, Staunen und Freude im Gesicht. Langsam tritt er an unseren Tisch. Er sagt kein Wort, nur seine Augen strahlen. Merkwürdige Augen sind es, von jenem kräftigen Blau, wie man es oft bei Gebirglern findet. Er zieht sich einen Sessel her und setzt sich. Mich bemerkt er gar nicht. Toni lächelt, auch sie freut sich offenbar sehr. Eine Weile noch schaut er sie an, dann reicht er ihr stumm seine braungebrannte Hand. Toni legt die ihre hinein und sagt: „Ja, Loisl, wie schaut' denn aus!“ Er antwortet nichts, aber ihre Hand behält er in der seinen. Toni entzieht sie ihm und tippt auf seine Hemdbluse. Ein Knopf daran ist abgerissen.

„Wieviel hast du denn getrunken?“ fragt sie in einem mütterlichen Ton, der mir ganz neu an ihr ist.

„Blödsinnig viel“, sagt er. „Gestern schon war ich bei dir, du warst' nicht daheim.“

„Was? Gestern schon?“ sagt Toni besorgt. Und nachdem sie ihn noch eine Weile prüfend betrachtet hat: „Geh, du brauchst was zu essen! Hier ist's zu teuer. Wir gehn in ein Gasthaus!“

Da denkt sie an mich. Sie macht mich mit ihm bekannt. Er begrüßt mich wortlos, mit festem Händedruck und wohlwollendem Blick. Dieser Blick besagt ungefähr: „Wenn du mit Toni befreundet bist, dann bist du schon richtig.“

Toni mustert seinen Anzug und sagt: „Weißt – weniger nobel g'fallt mir besser!“

Gelassen zieht er seine Jacke aus und hängt sie über die Stuhllehne. Toni hat es jetzt eilig wegzukommen. Ich sage, daß ich hier warten will. Sie schaut mich dankbar an. Im Weggehen stützt Loisl,

dreht sich um und ruft mir ein herzlich „Pfütati!“ zu.

Ich warte lange. Die beiden kommen nicht mehr. Gegen Mitternacht gehe ich heim. Die Nacht ist klar, Sterne funkeln über den Bergen. Auf den Stufen der Haustür sitzen Toni und Loisl. Toni sagt:

„Endlich kommst! Wir wollen noch Kaffee miteinander trinken, oben im Stüberl.“ Toni hat ein ganz anderes, junges, glückliches Gesicht. Ihr Loisl tritt schweigend den dampfenden Kaffee. Nur einmal sagt er:

„Weißt, Toni, ich halt alles, was versprech'. Aber Zeit muß mir lassen Zeit!“

Toni nickt: „Weiß ich! Aber jetzt le dich schlafen!“

Folgsam geht er.

„Hab's ja gewußt“, sagt Toni zu mir, kommt wieder. Er braucht mich.“

schüttelt den Kopf und lächelt: „Smoking kommt er – der Loisl!“

Joseph Baur